

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug**

Band (Jahr): **27 (2011)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-526201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Wissenschaftlicher Tätigkeitsbericht 2010

Die denkmalpflegerische Tätigkeit betraf im Wesentlichen die Betreuung von Unterschutzstellungen und Beitragsgewährungen und in diesem Zusammenhang die Vorbereitung der Geschäfte der Denkmalkommission, die Beurteilung der Schutzwürdigkeit von Bauwerken im Zusammenhang mit der Aufnahme oder der Entlassung aus dem Inventar der schützenswerten Baudenkmäler und die fachliche Begleitung von Umbauten, Sanierungen und Restaurierungen. Stellungnahmen, zu denen die Denkmalpflege nach Vorgabe des Denkmalschutzgesetzes zuhanden der Standortgemeinde bzw. des Amtes für Raumplanung Stellung nimmt, betreffen Bauermittlungs- und Baugesuche sowie geplante bauliche Veränderungen, wenn sie eine Ortsbildschutzzone, ein schützenswertes Denkmal oder dessen nähere Umgebung, ein geschütztes Denkmal oder dessen nähere Umgebung oder Objekte betreffen, die in einer Weilerzone liegen oder im Inventar der schützenswerten Ortsbilder der Schweiz ISOS aufgeführt sind. Zu den weiteren Aufgaben gehörten die Vernehmlassung in Beschwerdeverfahren, die Beratung von Baubehörden und Privaten sowie die Mitwirkung in Beurteilungsgremien von Wettbewerben und Studienaufträgen, die Durchführung

von Kulturgüterschutzmassnahmen (z. B. Einsatzpläne für Feuerwehren und Zivilschutzorganisation) und Öffentlichkeitsarbeit. Die Denkmalpflege begleitete im Berichtsjahr 2010 rund 350 Bauvorhaben und Planungen.

In der wissenschaftlichen Denkmalpflege stand neben der Bereitstellung von wissenschaftlichen Grundlagen für Unterschutzstellungen und Dokumentationen der Denkmalpflege die Erforschung und Bearbeitung des bedeutendsten Stadtzuger Baudenkmals, der Kirche St. Oswald, im Zentrum. Diese wird im Rahmen der Neubearbeitung der «Kunstdenkmäler der Stadt Zug» untersucht. Eine umfassendere Würdigung mit zusätzlichen externen Beiträgen wird für eine monografische Publikation in der Reihe «Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug» bearbeitet. Darüber hinaus wurden fachliche Voraussetzungen für eine Überarbeitung und Ergänzung des Inventars der schützenswerten Denkmäler des Kantons Zug geschaffen. Die Mitarbeitenden wirkten bei Publikationen in verschiedenen Zeitschriften und Monografien mit und hielten Vorträge oder machten Führungen im Rahmen von verschiedenen Anlässen.

Die archäologische Tätigkeit betraf im Wesentlichen die Durchführung von archäologischen Rettungsgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Prospektionen, Aushubüberwachungen und Kurzdokumentationen sowie das Bergen von Fundmaterial und Proben. Die Bauforschung in historischen Gebäuden liefert wichtige Grundlagen, welche zum umfassenden denkmalpflegerischen Verständnis der Bauten notwendig sind. Die hohe Bau- und Planungstätigkeit sorgte für Rettungseinsätze am Laufmeter: 9 Rettungsgrabungen, 10 Bauuntersuchungen, 17 Sondierungen und Feldbegehungen sowie 11 Aushubüberwachungen und 10 Umbaubegleitungen/Kurzdokumentationen. Zu den weiteren Kernaufgaben gehören auch die Aufarbeitung der Felddokumentationen zur Archivreife, die vorsorgliche Konservierung und die nachhaltige Lagerung von Funden und Proben sowie die wissenschaftlichen Auswertungen der Untersuchungen. Stellungnahmen, welche die Kantonsarchäologie nach Vorgabe des Denkmalschutzgesetzes zuhanden der Standortgemeinde bzw. des Amtes für Raumplanung abgibt, betreffen Bauermittlungs- und Baugesuche sowie geplante bauliche Veränderungen hinsichtlich archäologischer Fundstätten.

Im Bereich der Fundkonservierung wurden das Monitoring der Metallfunde weitergeführt und nötige Konservierungsmassnahmen getroffen. Bei den jungsteinzeitlichen

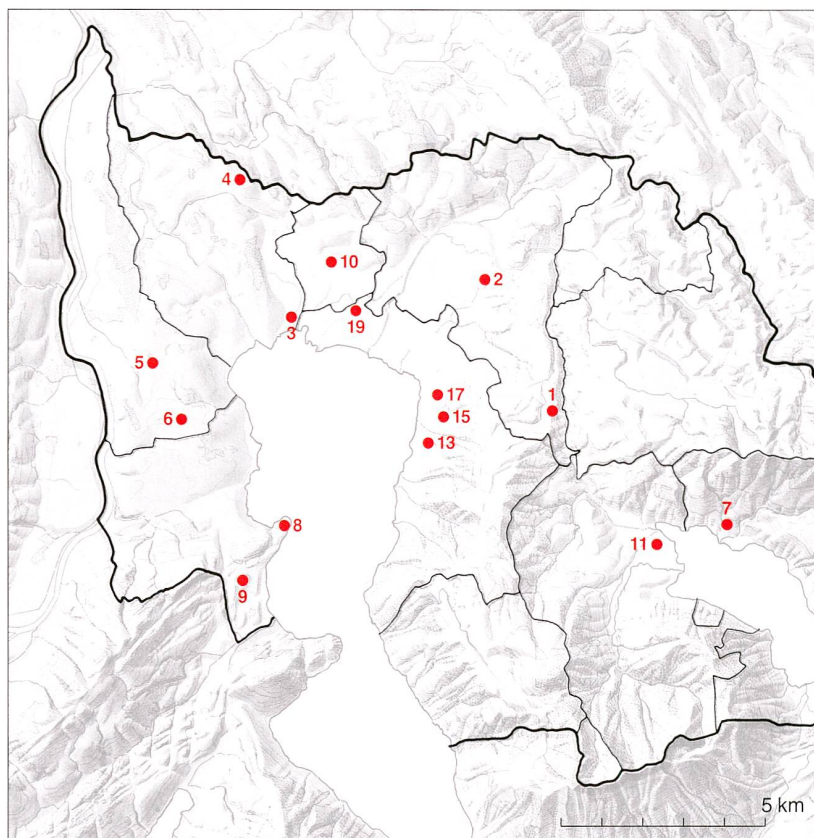
Zuger Pfahlbauten UNESCO-Welterbe

Die prähistorischen Seeufersiedlungen, besser bekannt als «Pfahlbauten», gehören zu den bedeutendsten archäologischen Kulturgütern Europas. Am Zugersee sind an 33 Standorten die Reste von über 50 Dörfern bekannt (vgl. Tugium 25, 2009, 77–140). 152 Jahre nach der Entdeckung der ersten Fundstelle am Zugersee sind drei Fundstellen als UNESCO-Welterbe anerkannt worden: «Sumpf», «Oterswil, Insel Eielen» und «Riedmatt», alle in der Gemeinde Zug. Unter Federführung der Schweiz wurde am 26. Januar 2010 in Paris die Welterbe-Kandidatur «Prähistorische Pfahlbauten in Seen und Mooren rund um die Alpen» zusammen mit den beteiligten Staaten Frankreich, Deutschland, Österreich, Slowenien und Italien eingereicht. Auf Empfehlung von Icomos (International Council on Monuments and Sites) bzw. des Internationalen Rats für Denkmalpflege, einer Unterorganisation der UNESCO, hat das Welterbekomitee am 27. Juni 2011 an seiner 35. Sitzung in Paris der Aufnahme der prähistorischen Pfahlbauten ins Welterbe zugestimmt. Es stehen 111 Fundstellen auf der Liste, darunter 56 aus der Schweiz. Die drei Zuger Fundstellen stehen nun auf einer Stufe mit den Pyramiden in Ägypten, dem Schloss von Versailles in Frankreich oder der Grossen Mauer in China. Ein besonderes Merkmal des neuesten Welterbes ist die Tatsache, dass es unter der Erdoberfläche liegt und nicht besichtigt werden kann.



Kanton Zug. Objekte, die 2010 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind (für Objekte in der Innenstadt von Zug s. Karte unten).

- 1 **Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler:** Bauuntersuchung
- 2 **Baar, Leihgasse 39/41, Wohnhaus:** Bauuntersuchung und Abbruch
- 3 **Cham, Bachgraben, Alpenblick II:** Rettungsgrabung
- 4 **Cham, Oberwil, Äbnetwald:** Rettungsgrabung
- 5 **Hünenberg, Burgruine:** Sondierungen
- 6 **Hünenberg, Langrüti, Wohnhaus «Schlössli»:** Kurzdokumentation
- 7 **Oberägeri, Grubenstrasse 37, Hintergruben:** Bauuntersuchung und Abbruch
- 8 **Risch, Schloss Buonas, Sodbrunnen:** Ausgrabung
- 9 **Risch, Stockeri 12, Bauernhaus:** Kurzdokumentation
- 10 **Steinhausen, Kirche/Friedhof und Beinhaus «Unserer Lieben Frau»:** Ausgrabung und Bauuntersuchung
- 11 **Unterägeri, Lidostrasse 21, ehemaliger Seilerschopf:** Dokumentation, Abbau und Wiederaufbau im Freilichtmuseum Ballenberg
- 12 **Zug, Grabenstrasse 5, Wasserleitung:** Kurzdokumentation
- 13 **Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus und Scheune:** Bauuntersuchung und Ausgrabung, Abbruch und Aushubüberwachung
- 14 **Zug, Kirchenstrasse:** Ausgrabung
- 15 **Zug, Klosterstrasse 2, Kloster Maria Opferung:** Dendrochronologische Datierung
- 16 **Zug, Kolinplatz 12, Zitturm:** Bauuntersuchung
- 17 **Zug, Rosenbergstrasse 30, ehemaliges Restaurant Rosenberg:** Kurzdokumentation und Abbruch
- 18 **Zug, St.-Oswalds-Gasse, Kapelle Maria Hilf/ehemaliges Beinhaus:** Dendrochronologische Datierung
- 19 **Zug, Schochenmühlestrasse 2, Steihuserbrugg, Wohnhaus:** Bauuntersuchung und Umbau
- 20 **Zug, Unteraltdorf 7, Altstadthaus:** Dendrochronologische Datierung
- 21 **Zug, Unteraltdorf 11, Altstadthaus:** C14-Datierung
- 22 **Zug, Unteraltdorf 13, «Schwanen», Altstadthaus:** Kurzdokumentation
- 23 **Zug, Unteraltdorf 25, Altstadthaus:** Kurzdokumentation



Stadt Zug, Innenstadt. Objekte, die 2010 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind.



Knochenartefakten von Zug-Riedmatt (Grabung 2009) wurde eine Methode entwickelt, mit welcher die nassen Knochenobjekte im Trocknungsprozess nicht zerspringen, sondern kontinuierlich und schadensfrei trocknen. Das äusserst fragile Fundgut aus den Blockbergungen der Ausgrabung Cham-Äbnetwald wurde mittels Air-Brush-Gerät sorgfältig gereinigt, dann gefestigt und die Scherben geklebt. Mitarbeitende wirkten bei Publikationen in verschiedenen Zeitschriften und Monografien mit. Am 22. Januar 2010 konnte zusammen mit dem Inventar der Fundmünzen der Schweiz (IFS) der Schweizerischen Akademie für Geisteswissenschaften im Rathaus Zug die Vernissage des zweiten Bandes über Fundmünzen aus dem Kanton Zug gefeiert werden (Autor Stephen Doswald). Im «Baarer Heimatbuch» wurde die römische Merkurstatuette von der Baarburg vorgestellt. Die aufwendige Auswertung des frühmittelalterlichen Gräberfelds Baar-Früebergstrasse wurde abgeschlossen und das Manuskript zur Drucklegung vorbereitet. Die Auswertung des Keramikbrennofens in der Oberaltstadt 3 wurde durchgeführt und die dazugehörigen mineralogischen und chemischen Analysen der Universität Fribourg wurden abgeschlossen. Im Rahmen des Projektes «Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum frühen Mittelalter (SPM)» der Gesellschaft Archäologie Schweiz wurde ein Überblick der im Kanton Zug stratifizierten hochmittelalterlichen Funde erarbeitet. Mitarbeitende boten diverse Führungen für Gruppen auf Grabungen und durch den Betrieb und hielten insgesamt 13 Vorträge.

Kurzberichte

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler:

Bauuntersuchung, Restaurierung und Umbau

Das Ensemble um die 1701 geweihte Kirche St. Wendelin, das Wirtshaus Adler und das 1830 erbaute Pfarrhelferhaus bildet den historischen Kern von Allenwinden (Abb. 1). In den Schriftquellen ist ein Wirtshaus in Allenwinden seit 1632 bezeugt, seit 1771 unter dem Namen Adler. Die Katholische Kirchgemeinde Baar hatte das Haus 1989 erworben. Sie prüfte Möglichkeiten der Nutzung bzw. von Neubauten oder Umbauten. Ein Abbruch hätte das historische Zentrum von Allenwinden baulich erheblich vermindert und geschwächt. Zudem bildet das Gebäude mit seiner prominenten Lage an der Strasse ein markantes Zeichen im Dorfbild von Allenwinden. Deshalb ist das Gasthaus 2007 unter Schutz gestellt worden.

Die Ausmasse des ursprünglichen Gasthauses sind dank einer Voruntersuchung der Kantonsarchäologie im Januar 2008 bekannt geworden. Vor und während des Umbaus 2009/10 führte die Kantonsarchäologie eine umfassendere Bauuntersuchung durch. Das Wirtshaus Adler war in seiner Grundkonstruktion und Raumaufteilung ein typischer Ständerbau (Abb. 2). Die beiden Wohngeschosse



Abb. 1

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Baugruppe im Dorfkern von Allenwinden vor dem Umbau des Gasthauses Adler (rechts) im Jahr 2008. Dahinter die heutige Pfarrkirche St. Wendelin. Links der Strasse im Vordergrund das 1830 erbaute und 1996 restaurierte Pfarrhelferhaus.

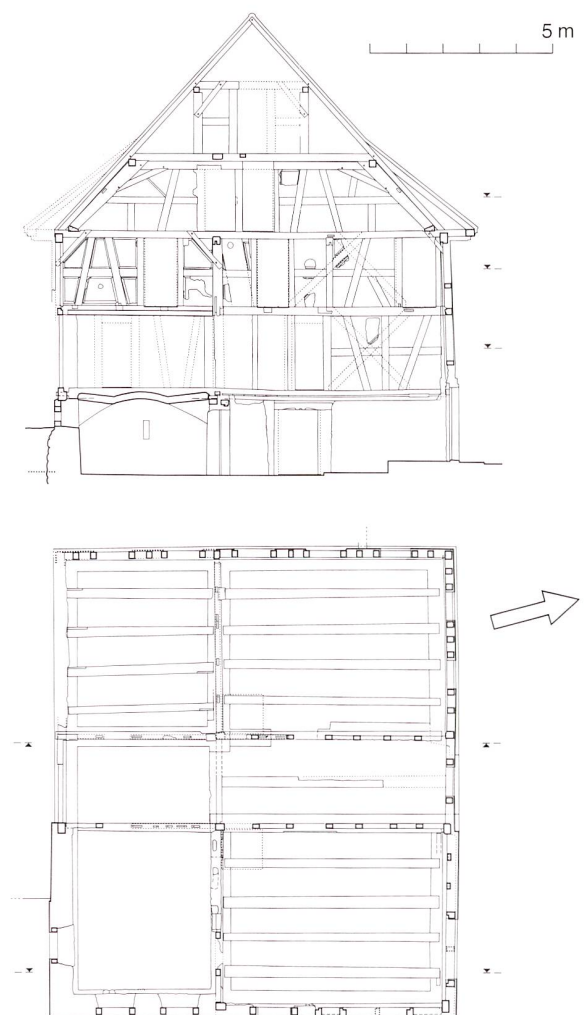


Abb. 2

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Grundriss des ersten Wohngeschosses (unten) und Schnitt durch den Quergang mit Blick nach Westen (oben). Massstab 1:200.

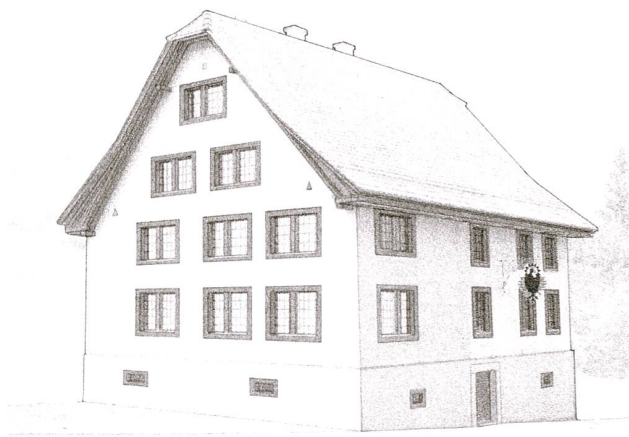


Abb. 3

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Rekonstruktionsvorschlag für den Neubau des Adlers von 1768, Ansicht von Nordosten. Das Gebäude trat als mit verputztem Mauerwerk ummantelter Ständerbau und grossen Doppelfenstern in Erscheinung.



Abb. 4

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Südöstliche Kammer im unteren der zwei Dachgeschosse, Blick nach Südwesten. Die Spuren an der Westwand stammen vom Kamin über dem Kochherd. In der Türschwelle eine Aussparung für eine Fachwerkstrebe, auf die wegen der Lage des Kaminhuts noch während des Baus verzichtet worden ist. Die Türe war ursprünglich rechts davon geplant.

waren durch 3×4 zweigeschossige Ständer strukturiert, die Wände aber bestanden aus Fachwerk. Das Haus trat von aussen freilich nicht als Fachwerkbau, sondern als Massivbau in Erscheinung. Im verputzten Tuffsteinmauerwerk waren nur die grau bemalten Fensterpfosten und -brüstungen sichtbar (Abb. 3). Fachwerk zeigte sich nur im Innern, weil die Balken aussen bis zu 10 cm tief eingemauert waren.

Das ganze Haus ist unterkellert. Der gemauerte Sockel stand einst auf allen vier Seiten mehrheitlich frei. Eine Türe führt in der Mitte der Nordmauer ins Kellergeschoss, dessen Räume durch einen Stichgang erschlossen sind. Die Anordnung und Aufteilung der vier Kellerräume entsprach dem Grundriss des Ständerbaus darüber. Der Kellerraum im Südosten verfügt über ein Tonnengewölbe aus Tuffstein. Die Gaststuben erreichte man über eine Treppe im Hausinnern. Die Kammern der Wohngeschosse waren durch

einen Mittelgang, der quer zum First lief, erschlossen. Im ersten Wohngeschoss befanden sich vier Räume (vgl. Abb. 2). Der südwestliche und wahrscheinlich der nordwestliche Raum waren mit einem Mörtelstrich isoliert und mit einem Kachelofen beheizbar – es handelte sich um die Gaststuben. Der nordöstliche Raum im unteren Wohngeschoss war ebenfalls eine Stube, ähnlich der Hinterstube in einem Bauernhaus. An der südlichen Trennmauer zur Küche hin stand ein Kachelofen, der von der Küche her beschickt wurde. Der südöstliche Raum über dem Gewölbekeller diente ursprünglich als Küche. Das obere Wohngeschoss ist ähnlich wie das untere Wohngeschoss eingeteilt, umfasste aber dank zusätzlicher Trennwände zwei Kammern mehr. Ein Krüppelwalmdach auf einem liegenden Dachstuhl überspannte das Haus. Im Dachstuhl waren zwei Kammergeschosse angeordnet. Westlich des Querganges lag eine grössere Kammer. Der Raum östlich des Korridors war durch eine Wand in zwei kleine Kammern unterteilt. Im Giebel gab es beidseits des Korridors je eine weitere Kammer.

Zehn Holzproben aus Keller, an der Ost- und der Westfassade und aus dem Dach dienten der dendrochronologischen Datierung. Die sieben datierbaren Proben stammen aus der gleichen Bauphase. In drei Fällen war die Waldkante im Spätjahr 1767 vorhanden. An den Innenwänden der Obergeschosse trägt der Verputz eine einfache Bemalung mit schwarzen Rahmenlinien. Die Balken sind dunkelgrau bemalt (Abb. 4). Zur Bemalung gehört in zwei Dachkammern die Jahreszahl «1768», die das Baujahr angibt. Das Haus umfasste ursprünglich insgesamt vier Kellerräume, die Küche und vierzehn Kammern, darunter zwei oder drei vertäfelte Stuben. Die grosse Zahl an Räumen ist auf die Funktion als Gasthaus zurückzuführen. Zur Liegenschaft gehörten gemäss Lagerbuch der Gebäudeversicherung von 1813 ferner eine Trotte mit Waschhaus, ein Dörröfen, eine Scheune und ein Anteil am Pfarrhelferhaus.

Das Wirtshaus wurde wiederholt umgebaut und den geänderten Bedürfnissen angepasst. Die Ost- und die Süd- fassade der Küche wurde nachträglich ersetzt und neu mit Kieselsteinen gemauert. Einige Hinweise lassen vermuten, dass die Fassaden des Vorderhauses in beiden Wohngeschossen im 19. Jahrhundert mit einer neuen Fachwerkkonstruktion ersetzt worden sind. Ebenfalls im 19. Jahrhundert wurden am Süd- und am Nordende des Querganges im unteren Dachgeschoss Lukarnen eingebaut. 1939 wurde die Gaststube mit einem Anbau in Backstein nach Süden erweitert. Die Erweiterung des Hauses wurde 1972 entlang der Süd- und der ganzen Westfassade massiv vergrössert. Die damals angebaute Terrasse an der Westfassade wurde sechs Jahre später überdacht (vgl. Abb. 1).

Der Hohlraum zwischen Kellerdecke und Stubenboden war sehr fundreich. Unter den Funden waren Münzen, Rosenkränze, Schabmadonnen, Wallfahrtsmedaillen, Spielkarten, Gewandhaften, Knöpfe und Feuersteine für die

Steinschlösser von Vorderladerfeuerwaffen. Das Baudatum 1768 liefert einen wertvollen «terminus post quem» für den Verlust der Gebäudefunde. Die meisten der 141 Münzen sind in der Wirtsstube verloren gegangen (Abb. 5). Der Komplex weist Münzen auf, die derart lange in Umlauf waren, dass sich von den Umschriften oder Münzbildern nur wenig oder nichts mehr erhalten hat. Insgesamt 76 Münzen wurden vor dem Baujahr 1768 geprägt, 41 zwischen 1768 und 1849. Es sind Münzen aus 23 Orten identifiziert: Aargau, Basel, Bern, Chur, Freiburg im Üechtland, Genf, Haldenstein, Luzern, Schwyz, St. Gallen, Uri, Zug, Zürich, Helvetische Republik, Augsburg, Bayern, Pfalz, Sachsen-Hildburghausen, Frankreich, Strassburg, Vorderösterreich, Mailand und Savoyen. Die Münzen von Zürich und Zug machen zusammen 40 Prozent aus. In den Böden des ersten Wohngeschosses fanden sich ferner mindestens fünf Rosenkränze und zwei Einsiedler Wallfahrtsmedaillen. Solche Wallfahrtsandenken des 17. bis 20. Jahrhunderts sind die häufigsten religiösen Medaillen, die in der Zentralschweiz gefunden werden. Zu den beliebtesten religiösen Andenken gehörten auch die Benediktusmedaillen («Benediktuspennige»), von denen eine im Haus gefunden wurde. Als weitere Zeugnisse der Wallfahrt nach Einsiedeln sind drei sogenannte Schabmadonnen und die Fragmente von zwei weiteren zu erwähnen, die im Boden der Wirtsstube zum Vorschein gekommen sind (Abb. 6). Wallfahrtsandenken sind besonders zahlreich, weil das Haus eine Etappe am Pilgerweg nach Einsiedeln war.

Eine besondere Herausforderung bei der Projektierung von Umbau und Sanierung war die Kompensation der abzubrechenden Anbauten von 1939 und 1972/78. Man einigte sich, das Bauvolumen Richtung Kirche in Firstlinie zu vergrössern (Abb. 7). Die grösste Herausforderung bestand darin, die knappen Raumhöhen im Altbau zu vergrössern. Der historische Holzbau konnte erhalten werden, indem dieser als Ganzes über den Mauern des Sockelgeschosses angehoben wurde. Im ersten Wohngeschoss wurde so eine



Abb. 5

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Die meisten der 141 Fundmünzen sind Kleingeld. Ein besonderer Fund ist die Silbermünze der Stadt Strassburg (33 Sols), geprägt 1706 unter Ludwig XIV.



Abb. 6

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Tonfigürchen des Einsiedler Gnadenbildes (sogenannte Schabmadonnen) aus dem Boden des ersten Wohngeschosses. Links mit rundem Querschnitt und ohne Behang, rechts mit flachem Querschnitt und mit Prunkgewand. Massstab 1:1.

grössere Raumhöhe erzielt. Im zweiten Wohngeschoss wurden die Schwellen der neuen Dachkonstruktion höher gesetzt. Im Inneren blieb die Grundrissstruktur erhalten. Die Belastung der historischen Bausubstanz durch Installationen ist auf wenige Bereiche begrenzt worden. Die Bäder sind als Zellen in die historischen Räume gestellt. Die Fachwerkkonstruktion bleibt in den Räumen sichtbar, die Bemalung der Ausfachungen mit Begleitlinien und



Abb. 7

Baar, Allenwinden, Dorfstrasse 5, Gasthaus Adler. Nach der Restaurierung. Ansicht von Nordosten (links) und Innenaufnahme des Dachgeschosses nach Westen (rechts).



wenigen Verzierungen ist restauriert (Abb. 7). Aussen überspielt ein einheitlicher Putz die Grenzen zwischen Alt- und Neubauteilen. Die unterschiedlichen Fenster des Neubauteils gegenüber dem Altbauteil lassen eine Differenzierung zwischen Alt und Neu erkennen.

Die aus den Nutzungsanforderungen resultierenden Eingriffe in die bestehende Bausubstanz waren gross. Die Erhöhung der Räume und die Massnahmen bezüglich wärmetechnischen Anforderungen hatten zur Folge, dass tief in die historische Bausubstanz eingegriffen worden ist. Allen Schwierigkeiten zum Trotz ist es mit wenigen Ausnahmen gelungen, das Gebäude unter Berücksichtigung der übrigen Vorgaben und Anliegen nach denkmalpflegerischen Grundsätzen zu sanieren. Das Gebäude behält seinen Platz im Dorfbild und bleibt als Gasthaus erhalten.

GS-Nr. 990, Ass.-Nr. 322a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1716.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.

Numismatik: Stephen Doswald, Inventar der Fundmünzen der Schweiz.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Glöggler Rösli Architekten, Zug.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 93. – Dittli 2007, 1, 44. – Adriano Boschetti-Maradi, Bauforschung als Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Ein Wirtshaus von 1768 am Pilgerweg nach Einsiedeln. Historische Archäologie (www.histarch.org) 3, 2009, 1–25. – Erwin Bortis et al., Adler Allenwinden. Porträt eines Gasthauses. Zur Neueröffnung des Gasthauses Adler Allenwinden im August 2010. Hg. von der Katholischen Kirchgemeinde Baar. Baar 2010.

Baar, Bofeld 2 und 4, Ökonomiegebäude und Wohnhaus: Ersatzbau und Wiederaufbau.

Das ehemalige Dörrhaus wurde nach der Jahreszahl am Türsturz 1839 erstellt und stand bis 1998 im Weiler Rüteli, Baar. Es wurde damals sorgfältig demontiert und in einem Ökonomiegebäude in der Hofgruppe Bofeld eingelagert. Sein Wiederaufbau im Bofeld ist Teil einer grösseren Planung, die zusätzlich den Abbruch einer unschönen Garage,

den Ersatz eines Ökonomiegebäudes und die Sanierung einer Stallscheune umfasste. Der Abbruch der Garage machte Platz für den Wiederaufbau des Dörrhauses, das mit einem neuen Anbau versehen wurde und als Einfamilienhaus genutzt wird (Abb. 8). Die Konstruktion des weitmaschigen Fachwerks im Obergeschoss blieb erhalten, einzelne gemauerte Ausfachungen wurden aber durch verglasten Öffnungen ersetzt.

Der Ersatzbau für das Ökonomiegebäude entspricht in Lage und Grösse weitgehend dem Vorgängerbau und bezieht sich mit der Gestaltung der Holzverkleideten Fassaden auf den traditionellen, ortstypischen Ausdruck einer bäuerlichen Remise (Abb. 9). Um den Dachraum zu belichten und auf Dachaufbauten zu verzichten, wurden in den Giebfeldern grosse Glasflächen eingebaut. Vor diesen sind Holzlamellen angebracht, damit die Fassaden von der Seite betrachte als geschlossene Wandflächen erscheinen.

GS-Nr. 2054, Ass.-Nr. 232c und 232d.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Georg Frey).

Planung: Burkart Architekten, Baar.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 119.

Baar, Leihgasse 9a, Schwesternhaus: Schutzwürdigkeit

Das Schwesternhaus in Baar wurde 1910 gebaut, war von Mauern umgeben und hatte einen Gemüsegarten. Seinen Namen gaben dem Haus die Lehrschwestern, die dort wohnten und im benachbarten Schulhaus unterrichteten. Der schlanke, dreigeschossige, mit einem Walmdach versehene Baukörper steht mit seinen regelmässigen Fensterachsen und den einfachen baulichen Details noch ganz in der Tradition des Biedermeiers, in seiner städtebaulichen Wirkung hat er urbanen Charakter (Abb. 10). Der einfache Grundriss mit einem zentralen Gang in der Längsrichtung, tragenden Korridorwänden und seitlichen Zimmern entspricht der klaren Tragstruktur.

Zusammen mit dem Haus Engel, dem Rathaus, der Rathausschür und dem General-Andermatt-Haus gehört



Abb. 8
Baar, Bofeld 4, ehemaliges Dörrhaus. Ansicht von Südosten.



Abb. 9
Baar, Bofeld 2, Ökonomiegebäude. Ansicht von Nordosten.



Abb. 10
Baar, Leihgasse 9a, Schwesternhaus. Ansicht von Norden.

das Schwesternhaus zu einer Baugruppe, die einen noch weitgehend intakten historischen Ort markiert und einen Freiraum von grosser Qualität umstellt. Zudem besteht historisch ein unmittelbarer Bezug zum benachbarten, 1877 von Dagobert Keiser erbauten Marktass-Schulhaus.

Architekturgeschichtlich gehört das Schwesternhaus zu einer Epoche, die städtebaulich und stilistisch ortsprägend war. Bauten dieser Zeit sind stark vom Abbruch bedroht. Bezüglich der zukünftigen Nutzung bzw. eines Abbruchs des Gebäudes hat sich die Denkmalpflege für dessen Erhalt ausgesprochen. Die Lage und die Geschichte des Hauses begründen dessen denkmalpflegerischen Wert, und dank seiner klaren Grundrissstruktur lässt es sich gut umnutzen.

GS-Nr. 179, Ass.-Nr. 372a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Baar, Leihgasse 39/41, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Abbruch

Das ehemalige Bauernhaus Leihgasse 39/41 wurde im Sommer 2010 abgebrochen. Die vorgängige Bauuntersuchung erbrachte zunächst das Resultat, dass es sich beim



Abb. 11
Baar, Leihgasse 39/41. Der 1664/65 errichtete Ständerbau vor dem Abbruch im Jahr 2010. Blick nach Nordwesten.

unter dem First zweigeteilten Doppelwohnhaus um einen 1664/65 erbauten und für die Region typischen Bau handelte (Abb. 11). Es war ein giebelständiger zweigeschossiger Ständerbau mit rechtwinklig zum First verlaufendem Quergang. Zur Südseite, d. h. zur Leihgasse hin, befanden sich im Erdgeschoss die Stuben, im Mittelteil die Küchen und im Hinterhaus weitere Kammern. Sieben Nadelholzproben wurden mit Waldkante 1664 datiert.

Erst im Verlauf der Untersuchung zeigte sich, dass die westliche Hälfte des Hauses Reste eines weitaus älteren Bohlenständerbaus enthielt (Abb. 12). Offenbar wurde für die Stube und die Kammer darüber ein Teil eines an Ort stehenden Hauses übernommen und vom Neubau von 1664/65 gewissermassen ummantelt. Es handelte sich um einen zweigeschossigen, traufständigen Bau (Traufhöhe 5 m), der wahrscheinlich nur einen Raum breit und zwei oder drei Räume tief war. Von der Küche und einer allfälligen Kammer im Hinterhaus hat sich allerdings nichts erhalten. Die Stube und die Kammer darüber waren aber nahezu vollständig überliefert. Die Stube (Grundfläche ca. 4,4 × 4,7 m) wies an der Traufseite die Fensterfront auf, seitlich waren keine Fenster vorhanden. Zur Küche hin im Norden befanden sich der Eingang und der Kachelofen. Die Kammer im Obergeschoss wies an der Ostseite einen Ausgang mit Kielbogen auf eine Laube oder Aussentreppe auf. Die Stube war gemäss dendrochronologischer Datierung der Deckenbalken des Untergeschosses von Anfang an unterkellert, und zwar im Osten über etwas geringerem Grundriss, wahrscheinlich damit der Kachelofen in der Nordostecke auf festem Erdreich zu stehen kam. Die dendrochronologische Datierung des Kernbaus ergab das Baujahr 1419/20: Acht Eichenproben bilden eine Mittel-

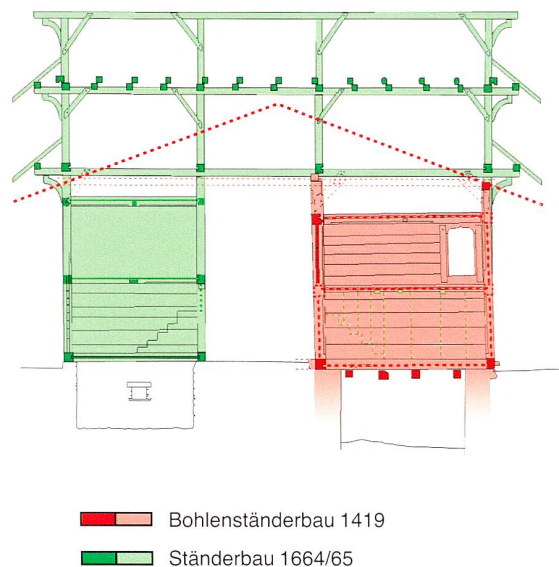


Abb. 12
Baar, Leihgasse 39/41. Querschnitt durch den Ständerbau von 1664/65 nach Osten und Innenansicht an die Ostfassade des Bohlenständerbaus von 1419. Massstab 1:200.



Abb. 13

Baar, Leihgasse 39/41. Beim Abbruch des Hauses wurde der Bohlenständerbau von 1419 freigelegt und komplett geborgen.



Abb. 14

Baar, Leihgasse 39/41. Bergung der bemalten Ostwand der Bohlenstube.

kurve mit Waldkanten 1417 und 1418 (Sommer), vier Rottannenproben bilden eine andere Mittelkurve mit Waldkanten im Jahr 1419 (Herbst/Winter). Eine offenbar wiederverwendete Eichenschwelle weist Waldkante im Sommer 1299 auf.

Die Bohlenwände der Stube wurden weiss getüncht und vollständig bemalt. Die unter späteren Einbauten verborgenen Malereien waren so verschmutzt, dass sie zunächst kaum zu erkennen waren (s. Abb. 15). Sämtliche Teile des mittelalterlichen Ständerbaus wurden geborgen (Abb. 13 und 14) und die Malereien in einer besonderen Rettungs-

aktion en bloc zur Konservierung und Restaurierung gebracht, die im März 2011 abgeschlossen werden konnte (Abb. 15 und 16). Dank der Restaurierung entpuppten sich die Malereien als farbenprächtiges und figurenreiches Ensemble, das gemäss stilistischer Vergleiche mit anderen Malereien auf Bohlen- und Blockwänden in Zug, Baar und Menzingen in die Zeit um 1520–40 zu datieren ist. Neben und zwischen Rankenwerk ist an der Westwand in einem «Herrgottswinkel» nahe beim Fenster die Kreuzigungsgruppe mit dem Kruzifix zwischen Maria und Johannes dargestellt (Abb. 17). An der Wand gegenüber sind zwei



Abb. 17

Baar, Leihgasse 39/41. Die geborgenen Malereien an der Westwand der Stube nach Abschluss der Restaurierung. Kreuzigungsgruppe und Rankenmalerei (um 1520–40).





Abb. 15

Baar, Leihgasse 39/41. Hinter dem Wandtäger der Stube im westlichen Hausteil kam kurz vor dem Abbruch die im Fundzustand nur schwer erkennbare Bohlenmalerei zum Vorschein. Blick nach Osten.



Abb. 16

Baar, Leihgasse 39/41. Restaurierung der Wandmalereien an der Ostwand der Bohlenstube durch Peter Meier und Silvia Balmer.

schen Ranken drei Figurengruppen zu sehen: vom Kachelofen links zum Fenster rechts der hl. Martin, ein Zuger Fahnenträger und der hl. Eligius (Abb. 18). Sankt Martin, der seinen Mantel mit einem Bettler teilt, ist der Patron der Baarer Pfarrkirche. Der hl. Eligius ist als Schmied in seiner Werkstatt mit einem Helfer dargestellt. Er scheint ein widerspenstiges Pferd zu beschlagen, indem er ihm das Bein abnimmt («Beschlagwunder»). Ein weiterer Mann bringt ihm eine Glockenkanne aus Zinn oder Silber und einen Goldbecher, was den hl. Eligius auch als Goldschmied ausweist. Darstellungen des hl. Eligius sind in

der Region sehr selten (Kapelle St. Eligius in Meienberg von 1553, Darstellung des 17. Jahrhunderts in der Kapelle St. Antonius Eremita im Zittenbuech in Unterägeri).

Eligius ist der Patron der Schmiede. Es ist daher möglich, dass es sich um das Wohnhaus eines Schmieds oder einer Person mit dem Familiennamen Schmid gehandelt hat. Mit dem Fahnenträger ist möglicherweise ein Krieger und Amtsträger dargestellt, der im Haus gewohnt hat. Vielleicht erinnert er auch an den Zweiten Kappelerkrieg, dessen Schlachten und Gefechte im Herbst 1531 in der Umgebung von Baar ausgetragen wurden. Jedenfalls



Abb. 18

Baar, Leihgasse 39/41. Die geborgenen Malereien an der Ostwand der Stube nach Abschluss der Restaurierung. Von links nach rechts: St. Martin, Zuger Fahnenträger, der hl. Eligius in der Werkstatt. Um 1520–40.



Abb. 19
Baar, Obermühle, ehemaliger
Getreidesilo. Ansicht von Süden.

stehen die Malereien an der Ostwand der Stube in einem engen Zusammenhang mit Baar und dem Auftraggeber der Malereien.

1665 wurden der Nordteil und das Dach des Bohlenständerbaus von 1419 abgebrochen und durch Neubauten ersetzt. Das Haus wurde zudem nach Osten um eine Raumbreite (4 m) und eine Laube erweitert, und die Firstrichtung wurde auf Nord–Süd gedreht. Das Haus besass nun einen 3 m breiten Quergang und mass im Grundriss 9 × 11,8 m. Im Nordwesten wurde eine weitere (Hinter-)Stube eingerichtet, die unterkellert war. Wahrscheinlich stammte der Keller noch vom Vorgängerbau. Erst später wurde das Haus ungefähr unter dem First zweigeteilt. Im Quergang baute man eine massive Brandmauer. Bei dieser Gelegenheit ergänzte man die Baulichkeiten mit zusätzlichen Kammern anstelle der Lauben. Schliesslich wurde der Westteil abermals mit einer Längswand im Quergang halbiert.

GS-Nr. 398 und 400, Ass.-Nr. 270a, 271a und 1291a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1823.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.
Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.
Restaurierung: Lorenzi + Meier, Zürich.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 76.

Baar, Obermühle 8, Silo: Umbau und Sanierung

1178 besass das Frauenstift Schänis in Baar neben anderen Liegenschaften eine Mühle. Diese gelangte 1239 im Tausch gegen andere Güter aus dem Besitz des Stiftes Einsiedeln an das Zisterzienserkloster Kappel. Nach dessen Aufhebung in der Reformationszeit trat der Rat von Zürich in die Besitzrechte ein, so dass die Mühle diesem auch nach weiteren Verkäufen bis 1817 als Erblehen

abgabepflichtig war. 1405 bestand die Mühle nicht nur aus einem Mahlwerk, sondern auch aus Säge und Stampfmühle (Bläue). 1476 wurde Hans der Müller als Lehennehmer angehalten, die Mühle baulich und in der Einrichtung samt Säge und Scheuer zu erneuern. 1650 erwarb Ammann Jakob Andermatt die Mühle, die in der Familie blieb, bis Ammann Franz Josef Andermatt diese 1812 an die heutige Besitzerfamilie Hotz veräusserte. 1864 erfolgte ein Neubau der Mühle mit fünf doppelten Walzenstühlen. Acht Jahre später wurde die alte Mühle durch Brand zerstört. Sie war ein stattliches gemauertes Giebelhaus mit siebenachsiger Giebelfront. Das Erdgeschoss enthielt die Gewerberäume mit der Mühle, das Wasserrad befand sich auf der nördlichen Giebelseite. Zu den Wohngeschossen führte eine zweiläufige Freitreppe auf der westlichen



Abb. 20
Baar, Obermühle, ehemaliger Getreidesilo. Innenansicht der neuen
Erschliessungsanlage.

Traufseite. Der Neubau von 1864 stand neben dem alten Gebäude und war mit dem Wasserrad über eine Transmission verbunden. Auf der Südseite des Baches stand die Säge, etwas weiter westlich die Scheune mit Hofeinfahrt auf der Traufseite. Auch sie war – wie die Bauformen zeigen – gegen Mitte des 19. Jahrhunderts neu gebaut worden.

Die heutige Baugruppe ist charakterisiert durch die als Pendants wirkenden Wohnhäuser beidseits des von der Langgasse her axial geführten Zufahrtsweges und durch die nördlich von ihnen lockerer angeordneten Betriebs- und Nebengebäude. Dominierend sind die hochragenden Betonsilos von 1962 und 1975.

Die Zielsetzung für den aktuellen Umbau der Obermühle war die Entwicklung des Mühle-Ensembles als markantes und prägendes Objekt und dessen Erhaltung als ein im Zuge der Industrialisierung historisch gewachsenes Bauwerk. Das ursprüngliche Mühlegebäude blieb erhalten und wurde an der Rückseite mit einem Anbau ergänzt. Der Umbau des 33 m hohen Silogebäudes zu einem Wohnhaus ist eine eigentliche Pioniertat. Auf drei Seiten sind die mit der ursprünglichen Sichtbetonoberfläche belassenen Fassaden mit wenigen kleinen Fenstern versehen. Auf der Westseite ist eine Schicht vorgebaut, die Wohnräume und Balkone enthält (Abb. 19). Im ursprünglichen Gebäudeteil blieb die charakteristische Zellenstruktur zu grossen Teilen und im Bereich der vertikalen Erschliessung über die ganze Höhe erhalten (Abb. 20). Diese wird bereits im Eingangsraum erlebt, der im originalen Zustand mit einer Höhe von 25 m erhalten ist.

GS-Nr. 378, Ass.-Nr. 216d.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner und Georg Frey).

Planung: NRS Team, Architekten, Baar.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 84.

Cham, Bachgraben, Alpenblick II: Rettungsgrabung

Die Grabungskampagne 2010 war die zweite und abschliessende Etappe der im Jahr zuvor begonnenen Grabungsarbeiten in Cham-Alpenblick (vgl. Tugium 26, 2010, 17f.). Eine besondere Herausforderung war der termingerechte Abschluss der Grossgrabung. Die zweite Grabungsetappe begann im Februar, und die winterlichen Witterungsverhältnisse stellten alle Einsatzkräfte auf eine harte Probe. Auf Anfang Dezember konnten die Untersuchungen, die im Juli 2009 begonnen hatten, termingerecht beendet werden.

Die Rettungsgrabung war nötig geworden, weil nördlich der bestehenden Überbauung «Alpenblick» in Cham zwei neue Hochhäuser («Alpenblick II») mit einer Tiefgarage erstellt werden. Der Kantonsrat hiess 2009 fast einstimmig einen Objektkredit von 4,27 Millionen Franken gut. Mit dem Abschluss der Grabung ist die Arbeit noch nicht abgeschlossen. In den nächsten Jahren müs-

sen Tausende von Funden gereinigt und inventarisiert, die Bestandesaufnahme der umfangreichen archäologischen Dokumentation vervollständigt und die naturwissenschaftlichen Analysen in Auftrag gegeben werden.

Insgesamt 2650 m² konnten in den beiden Jahren ergraben werden, davon entfallen ca. 850 m² auf die Feingrabung, d. h. Bereiche mit vergleichsweise guter Schichterhaltung. Auf rund 1800 m² war nur noch ein Reduktionshorizont vorhanden. Trotzdem übertraf die Grabung die Erwartungen deutlich. Es konnten die Überreste von fünf prähistorischen Pfahlbaudörfern freigelegt werden, darunter das jüngste Steinzeit-Seeuferdorf der Schweiz überhaupt. Entscheidenden Einfluss auf die Schichterhaltungsqualität hatte der Verlauf der alten Kantonsstrasse zwischen Cham und Zug, die im Grabungssperimeter verlief. Obwohl erst in den 1880er-Jahren angelegt, haben die Strassenkörper die darunterliegenden Schichten entscheidend geschützt, vor allem vor der Bautätigkeit auf der Nachbarparzelle in den 1960er-Jahren.

Im Feingrabungsbereich im Süden des Areals werden zwei Horgener Schichten von schnurkeramischen Siedlungsresten überlagert. Während die beiden Horgener Schichten in der gesamten Feingrabung durch eine Seekreidelage getrennt sind (Abb. 21), ist die Trennschicht zwischen der jüngeren Horgener und der schnurkeramischen Siedlung nur noch auf wenige Quadratmeter beschränkt fassbar. Unmittelbar über den schnurkeramischen Hinterlassenschaften wurden zudem einige mittelbronzezeitliche Nadeln gefunden, die möglicherweise Reste einer weiteren, vollkommen erodierten Siedlung darstellen.

Weil der Seespiegel des Zugersees 1591/92 um rund zwei Meter abgesenkt wurde, liegen die Schichten heute über dem Grundwasserspiegel und sind weitgehend ausgetrocknet. Die Erhaltung von organischem Material ist deswegen stark beeinträchtigt. Das Schichtpaket setzt sich vorwiegend aus Holzkohlelagen, Lehmlinsen, Steinplanien sowie Seekreide- und Sandstraten zusammen.



Abb. 21

Cham, Bachgraben, Alpenblick II. Westprofil in Feld 92 mit der Kulturschichtabfolge.

Rettungsgrabung Cham-Alpenblick

Die zweite Ausgrabungsetappe Cham-Alpenblick startete bei kaltem Winterwetter im Februar 2010. Dank der beheizten Grabungszelte und Bürocontainer konnte trotz Schnee und tiefen Temperaturen speditiv gearbeitet werden. Wenn allerdings die Kälte die feuchte Erde auf dem Schlamm Tisch in Eisblöcke verwandelte, war die Arbeit schwierig. Die archäologischen Befunde wurden mit der Kelle freigelegt und dokumentiert. Die Hitzesteine wurden in eine Statistik aufgenommen.



1



2



3



4



5



6

Rettungsgrabung Cham, Bachgraben, Alpenblick II. 1 Blick vom benachbarten Hochhaus auf die winterliche Ausgrabung. 2 Februar 2010: Die Erdblöcke zum Schlämmen sind gefroren. 3 Ausgräberinnen an der Arbeit im Feingrabungsbereich. 4 Steinstatistik. 5 Denkmaltag 2009. Ein Grabungsausschnitt und einige der weit über tausend Besucherinnen und Besucher aus der Vogelperspektive. 6 Denkmaltag 2009. Ansprache von Regierungsrätin Manuela Weichelt-Picard.



Abb. 22
**Cham, Bachgraben,
Alpenblick II.**
*Eine der Flügelperlen,
die beim Schlämmen
gefunden werden konnten.*

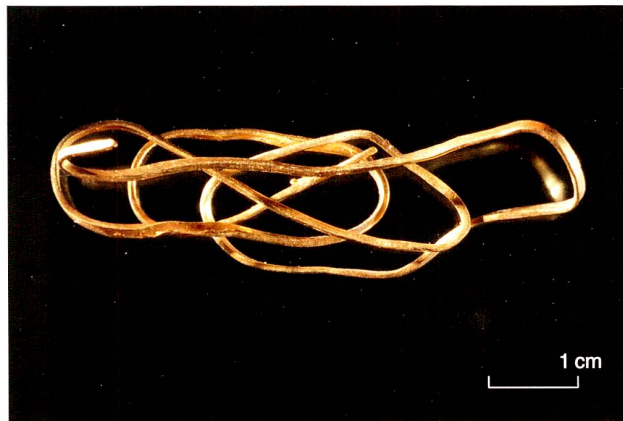


Abb. 23
**Cham, Bachgraben,
Alpenblick II.** Kurz vor
Grabungsende kam als
besonders wertvolles Fund-
stück ein Golddraht aus der
Bronzezeit zum Vorschein.

Nördlich der Feingrabung fallen die Schichten zusammen zu einem Reduktionshorizont, welcher Funde verschiedener Zeitstellungen enthält. Im östlichen Grabungsabschnitt fand sich ebenfalls nur ein Reduktionshorizont. Hier wurden aber im Gegensatz zum Norden ausschliesslich Funde der ausgehenden Frühbronzezeit geborgen.

Sämtliches Schichtmaterial der Feingrabung sowie die frühbronzezeitlichen Schichtreste wurden systematisch geschlämmt. So konnten neben grösseren Fundstücken auch zahlreiche Kleinfunde geborgen werden (Abb. 22). Das Inventar umfasst unter anderem schätzungsweise 120 000 Tonscherben, darunter mehrere hundert ganze oder fast ganze Gefässe, annähernd 900 Steinbeile, zahlreiche Silexgeräte und etwa 250 Pfeilspitzen. Aus der schnurkeramischen Schicht wurden nicht nur einige Grand-Pressigny-Dolche geborgen, sondern auch drei kupferne Dolchklingen, welche in der Deutschschweiz besonders selten sind. Dasselbe gilt für einen etwa 5 g schweren aufgewickelten Golddraht aus der frühbronzezeitlichen Reduktionsschicht (Abb. 23). Zahlreich, aber schlecht erhalten sind Tierknochen. Unterhalb der Kulturschichtpakete bzw. des Reduktionshorizontes war das Pfahlfeld in der darunterliegenden Seekreide noch gut erhalten. Mit Hilfe eines Baggers konnten flächendeckend die Pfahlköpfe freigelegt, beprobt und anschliessend die annähernd 14 500 Pfähle (inklusive Pfahlschatten) dreidimensional eingemessen werden. Dabei wurden zahlreiche Pfahlspitzen geborgen, deren Bearbeitungsspuren Hinweise auf stein- und bronzezeitliche Werkzeugtechnik geben. Die Pfahldichte liegt in der Feingrabung bei bis zu 25 Pfählen pro Quadratmeter und mehr, der Durchschnitt im ganzen Pfahlfeld bei etwa 5,5 Pfählen pro Quadratmeter. Die Dichte des Pfahlfeldes nimmt gegen Osten ab. Bereits im provisorischen Gesamtplan lassen sich innerhalb des Pfahlfeldes Strukturen erkennen, die auf Palisadenzüge und Hausstandorte hindeuten.

Neben den urgeschichtlichen Siedlungsresten fanden sich auch wenige jüngere Befunde, darunter ein in den Boden eingelassener, aussen mit Lehm abgedichteter Holzbottich sowie eine über den für die Fundstelle eponymen

Bachgraben führende, zweiphasige steinerne Brückenkonstruktion (spätmittelalterlich oder neuzeitlich).

Unklar ist die Zeitstellung eines in einer Grube verscharnten Pferdeskeletts sowie einer W-förmigen, sich über mehrere Dutzend Meter erstreckenden Anlage aus meist daumendicken Staketen, die wahrscheinlich als Fischfanganlage zu deuten ist. Beide Befunde befanden sich in den die Überreste der Pfahlbausiedlungen überdeckenden Seesedimenten und sind somit deutlich jünger.

GS-Nr. 2300, 2312 und 2375.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 448.04.

Kantonsarchäologie: Annick de Capitani, Jochen Reinhard und Gishan Schaeren.

Literatur: Josef Speck, Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen am Zugersee, Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug 40, 1991, 16–18. – Ulrich Eberli, Die schnurkeramische Kultur im Kanton Zug. Tugium 20, 2004, 175–181. – Ulrich Eberli und Kurt Altorfer, Feuersteindolche aus dem Museum für Urgeschichte(n) in Zug. Tugium 25, 2009, 143f. – JbAS 93, 2010, 213 und 221 mit Abb. 5. – Tugium 26, 2010, 17f.

Cham, Oberwil, Äbnetwald: Rettungsgrabung

Die wieder durch den Kiesabbau bedingte Grabungsetappe des Jahres 2010 schloss nordwestlich an diejenige des Vorjahres an. Die Befunde, lediglich etwa 0,1–0,2 m unter dem ehemaligen Waldboden, wurden wiederum mit dem Bagger freigelegt. Aus der erhofften Fortsetzung der zwei Gräberreihen entlang der im letzten Bericht (Tugium 26, 2010, 18f.) beschriebenen Hügelkuppe konnte nur noch ein weiteres Grab geborgen werden. Die restliche Fläche in diesem Bereich wird erst von einer späteren Abbauetappe betroffen sein und bleibt deshalb vorerst unangetastet. Das nördlich anschliessende Gebiet war eine grossflächige Geländemulde, die deutlich von Staunässe geprägt war und wenige Befunde und Funde aufwies. Am Westrand der Mulde, wo die Ränder anstiegen, auf dem höchsten Punkt der untersuchten Fläche, fanden sich dann doch noch zwei Grabstellen. Aus Zeitgründen und um dem Befund die nötige Aufmerksamkeit widmen zu können, wurden die beiden Gräber als Block geborgen und im Labor ausgegraben (s. dazu den Beitrag S. 53–56).

Abb. 24

Cham, Oberwil, Äbnetwald.
Ein Teil der Gefässe aus dem
im Museum ausgegrabenen Grab
in rekonstruierter Form sowie
drei Nadeln und ein Messer aus
Bronze.



Das grössere Grab ist ungestört durch anthropogene Eingriffe erhalten geblieben und bietet in Aufbau und in Bezug auf die Grabbeigaben schon jetzt einen faszinierenden Einblick in die damalige Vorgehensweise bei der Grablegung. Eine zentrale Urne aus einem grossen Vorratstopf, die den Leichenbrand und die metallenen Beigaben enthält, wurde mit einer ovalen Granitplatte von gut 0,6 m Durchmesser abgedeckt. Darum herum gruppierten sich ein kleiner Topf und fünf feine, teils verzierte Schalen und Schüsseln, die keine offensichtlichen Beigaben enthielten und die jeweils mit den Scherben desselben groben Kochtopfs abgedeckt waren. Die Zahl und Machart der Gefässe weist auf eine reiche Bestattung hin (Abb. 24). Bei der detaillierten Auswertung der akribischen Dokumentation werden sicher zusätzliche Informationen zu gewinnen sein. Zusammen mit diesen zwei Gräbern sind im Bereich des Kiesabbaus jetzt rund 22 Grabstellen zum Vorschein gekommen.

Verschiedene über das ganze Grabungsgebiet verteilte, unscheinbare Befunde zeigen die Nutzung des Platzes in römischer Zeit. Genauer wird sich allerdings erst nach der Aufarbeitung der Funde und der Grabungsdokumentation sagen lassen.

Die gesamten Arbeiten wurde mit dem Metallsuchgerät begleitet. Das entsprechende Fundspektrum wurde um Funde aus der Eisenzeit, dem Mittelalter und der Neuzeit erweitert.

GS-Nr. 797, 798, 799, 800 und 801.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1517.02.

Kantonsarchäologie: Gishan Schaeren, Johannes Weiss und Dino Zimmermann.

Literatur: JbAS 92, 2009, 276. – Tugium 25, 2009, 21, und 26, 2010, 18f.

Cham, Oberwil 24, Hof, bäuerliches Doppelhaus («Leuehof»): Umbau und Restaurierung

Das Doppelbauernhaus Hof steht an prominenter Lage oberhalb des Weilers Oberwil. Die beiden Bohlenständerbauten wurden vermutlich zur gleichen Zeit und mit einem Zwischenraum von 1 m unter durchlaufendem Dach errichtet. Im Vorfeld der Umbauten konnte das Doppelbauernhaus archäologisch untersucht werden.

Grundlage der Bauabsichten für beide Holzbauten war der Regierungsratsbeschluss vom 11. Mai 1994. In diesem



Abb. 25

Cham, Oberwil 24, bäuerliches Doppelhaus («Leuehof»). Ansicht von Südosten.



Abb. 26
**Cham, Oberwil 24, bäuerliches
 Doppelhaus («Leuehof»).**
 Innenansicht der Stube mit
 Buffet, Erdgeschoss.

wurden die Rahmenbedingungen für beide Bauten im Zusammenhang mit einem Neubau des Stöcklis geregelt. Das Wohnhaus Süd wurde aufgrund der exponierten Lage, der wertvollen Innenausstattung und der guten Bausubstanz unter Denkmalschutz gestellt. Das Wohnhaus Nord jedoch durfte abgebrochen und unter bestehendem Dach mit einer maximalen anrechenbaren Geschossfläche von rund 190 m² neu gebaut werden. Dieser Neubau musste von qualitativ hochstehender Architektur sein und Rücksicht auf das geschützte Denkmal nehmen.

In einer ersten Bauetappe wurden der Neubau des nördlichen Wohnteils und die Sanierung des gesamten Daches ausgeführt. In enger Zusammenarbeit mit den Architekten, der Bauherrschaft und der Denkmalpflege konnte ein interessantes Umbauprojekt ausgearbeitet werden. Das architektonische Konzept sah vor, die westliche und südliche Fassade stehen zu lassen und über die östliche Gebäudeecke einen zweigeschossigen Neubau in die bestehende Struktur einzuschieben. Dieser Neubau kragt um rund 40 cm über die Fluchten des Altbaus aus. Er wurde in Holz konstruiert und mit einer rohen unbehandelten Lärchenschalung verkleidet. Die Öffnungen im Neubauteil konnten grosszügiger und moderner gestaltet werden – im Gegensatz zu den eher kleinteiligen historischen Fenstern.

Die zweite Bauetappe beinhaltete die Sanierung des geschützten südlichen Bauernhauses (Abb. 25). Ein zentrales Anliegen der Denkmalpflege war der Erhalt der intakten Stube mit Buffet, Kachelofen, Eckbank und der Täferverkleidung. Da der Grundriss des beinahe quadratischen Holzhauses bescheiden ist und sich die nutzbare Wohnfläche nach der Bestimmung von 1994 nur auf das Erd- und

Obergeschoss beschränken durfte, war die Herausforderung an die Architekten gross. In mehreren Planungsschritten und mit dem notwendigen Respekt vor der wertvollen Bausubstanz konnte die Denkmalpflege schlussendlich im Rahmen des Baugesuchs zu einem bescheidenen Umbau positiv Stellung nehmen. Die Stube ist ohne grössere Eingriffe original erhalten geblieben (Abb. 26). Es wurden lediglich die Fenster ersetzt, und der Kachelofen musste abgebaut und neu etwas kleiner aufgebaut werden. Mit Ausnahme der Stube wurden die Aussenwände innen isoliert und mit liegenden einfachen Holzplatten verkleidet. Wo möglich, sind die Blockwände sichtbar geblieben. Die Reparaturen an den Fassaden waren bescheiden. So wurde – wo notwendig und ganz pragmatisch – mit Tannenholz partiell geflickt, sehr im Sinne der Denkmalpflege. Die beiden Bohlständerbauten über dem Weiler Oberwil sind das Resultat einer sorgfältig geplanten und gelungenen Sanierung.

GS-Nr. 794, Ass.-Nr. 58a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug.

Literatur: Tugium 26, 2010, 19–21.

Hünenberg, Burgruine: Sondierungen

Im Rahmen eines zweiwöchigen Praktikums für Studentinnen und Studenten der Mittelalterarchäologie führte das Kunsthistorische Institut der Uni Zürich mit Hilfe der Kantonsarchäologie im Juni 2010 Sondierungen im Bereich der Vorburg nordwestlich der Burgruine Hünenberg durch. Das Gelände bildet dort ein auffallend flaches Plateau, das zur Burg hin durch einen markanten Halsgraben



Abb. 27

Hünenberg, Burgruine. Sondierschnitt auf dem Vorbürgplateau, Blick von der Burgruine hinunter nach Nordwesten.

und Richtung Zusammenfluss von Burg- und Dorfbach durch einen im Gelände nur schwach spürbaren Graben begrenzt ist. Deshalb stellt sich die Frage nach mittelalterlichen Siedlungsspuren in diesem Bereich. Zur Abklärung dieser Frage wurden im markanten Halsgraben und auf dem Plateau Sondierschnitte auf einer Südost-Nordwest-orientierten Achse angelegt (Abb. 27) und in der Fortsetzung der Achse Richtung Nordwesten Sondierbohrungen vorgenommen.

Die burgenzzeitliche Sohle des markanten V-förmigen Halsgrabens nördlich der Burg konnte nicht mit Sicherheit gefasst werden. Sie lag jedoch wahrscheinlich nur wenig tiefer als die heutige Grabensohle. Auffällig ist das Fehlen einer fundführenden Abfall- oder Abbruchschicht im Grabenbereich. Das Fehlen von Fundmaterial könnte auf die gründliche Säuberung der Grabensohle oder auf Erosion zurückzuführen sein. Möglicherweise entsorgten die Burgbewohner den Abfall aber auch nicht im nördlichen Halsgraben, sondern an anderer Stelle. Auf dem ebenen Plateau nordwestlich des Halsgrabens zeigte sich in geringer Tiefe die brüchige und stark zerklüftete Oberfläche des Felsens. Bemerkenswert ist ein markanter Felsabbruch im südlichen Bereich des Plateaus. Nach dem Urteil des Geologen han-

delt es sich wahrscheinlich um natürliche, glaziale Strukturen. Eine nördlich an den Felsabbruch anschliessende Schicht aus Sandsteinen enthielt eine Topfrandscherbe des 12. Jahrhunderts, die zumindest auf die Begehung dieses Bereichs im Hochmittelalter hinweist. Die Bohrsondierungen im nördlichen Bereich des Plateaus und im Graben nördlich des Plateaus haben ergeben, dass der natürliche Felsverlauf sehr unregelmässig ist. Es liegen keine sicheren Anhaltspunkte für eine künstliche Anlage des Grabens nördlich des Plateaus vor.

GS-Nr. 511.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 40.06.

Universität Zürich: Georges Descœudres und Jonathan Frey.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.

Geologisches Gutachten: Ueli Jörin, Dr. von Moos AG.

Literatur: Adriano Boschetti-Maradi, Gabriela Güntert, Lukas Högl und Gabi Meier, Archäologie einer mehrfach restaurierten Burg. Zum Abschluss der archäologischen Untersuchung und Restaurierung der Burgruine Hünenberg. Tugium 25, 2009, 163–184 (mit aller älteren Literatur).

Hünenberg, Chamerstrasse 4, Wohnhaus «Alte Post»:

Unterschutzstellung

Das ehemalige Postgebäude steht an prominenter Lage und prägt das Ortsbild von Hünenberg (Abb. 28). Zudem ist es als ehemaliges Postbüro eng mit der Geschichte der Gemeinde Hünenberg verbunden. Das Gebäude ist seit 1991 im Inventar der schützenswerten Denkmäler.

Die heutige Ehretstrasse, welche vor dem Haus die Anhöhe hinaufführt, bildete als Landstrasse nach Luzern einst eine vielbenutzte Verkehrsachse. Bei der alten Post handelt es sich um ein kleines, ehemaliges Bauernhaus. Das genaue Baujahr ist unbekannt. Um 1813 waren das Haus und die Scheune mit Schindeln und mit Stroh eingedeckt. 1867 trug vermutlich das Wohnhaus ein Ziegeldach, während die Scheune noch immer ein Strohdach hatte. Der Wechsel vom Schindel- zum Ziegeldach bedingte den Einbau eines steileren Dachstuhls.

Im Jahre 1879 ersuchte der Zuger Regierungsrat auf Wunsch der Gemeinde Hünenberg in einem Brief den Bundesrat, eine Postablage im Dorf zu bewilligen. Noch im gleichen Jahr konnte im Gasthaus Degen die erste Postablage eröffnet werden. Als Ablagehalter amtierte der damalige Wirt. Mit dem Verkauf des Gasthauses im Jahre 1891 musste in der Nachbarschaft ein neuer Standort für das Postbüro gesucht werden. So begann mit Vinzenz Bütler bis zum Abschluss mit Edwin und Pia Bütler die «Posthalterdynastie Bütler» im Wohnhaus an der Chamerstrasse 4. Von 1891 bis 1979 war das Postbüro in der ehemaligen Stube eingerichtet. Eine Tür mit Fenster, das als Postschalter diente, trennte den Postraum vom Kundenraum. Diese Tür ist heute im Postmuseum in Bern ausgestellt. Als ehemalige Poststelle von Hünenberg während fast hundert Jahren spielt das Gebäude an der Chamerstrasse 4 in Hünenberg eine typische Rolle in der Darstellung der schweizerischen Postgeschichte.

Das Haus ist architektonisch-typologisch ein bäuerliches Wohnhaus von einfacher Gestaltung. Der klassische Aufbau mit einem massiven Sockelgeschoss und dem darüber liegenden zweigeschossigen Bohlenständerbau ist typisch für die Region. Im Weiteren entspricht die innere Grundrissstruktur ebenfalls der typischen Raumeinteilung von bäuerlichen Gebäuden, mit Quergang und Hauseingängen an beiden Traufseiten.

Der Bau steht seit seinem Bestehen in vielfältigen räumlichen und nutzungsmässigen Beziehungen zur näheren und weiteren Umgebung der Gemeinde Hünenberg. Das etwas erhöhte und von der Chamerstrasse zurückversetzte Gebäude steht an prominenter Lage im Zentrum. Die Liegenschaft wird auch «Hübeli» genannt. Der Name stammt vom Hügelzug östlich der Gemeinde.

GS-Nr. 69, Ass.-Nr. 59a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner und Georg Frey).

Literatur: KDM ZG NA. 2, 300.

Hünenberg, Langrüti, Wohnhaus «Schlössli»:

Kurzdokumentation

Im Hinblick auf ein Umbauprojekt führte die Kantonsarchäologie Zug 2008 eine Begehung im «Schlössli» in der Langrüti in Hünenberg durch. 2010 wurde der Umbau abgeschlossen. An der Westtür des Hauses stehen die Jahreszahlen 1645 und 1955. Die Fensterformen, die Kellertür, das Fachwerk und der stehende Dachstuhl passen zum Baudatum 1645. Das Haus wurde 1770/80 erstmals als Schlössli erwähnt. Die Überlieferung, dass es sich um ein Jagdschloss der Herren von Hünenberg gehandelt haben soll, ist haltlos. Bemerkenswert am «Schlössli» Langrüti ist

hingegen die Tatsache, dass nicht nur der Keller, sondern auch die Fassaden der beiden Wohngeschosse massiv mit Natursteinen gemauert sind. Die ganze Südfassade mit den zugehörigen Fenstern musste allerdings vom Keller bis zum First 1955 neu aufgebaut werden. Nur die Westseite des Hauses weist eine Laube auf.

Obschon in Stein gebaut, ist das «Schlössli» in seiner Grundstruktur und Raumeinteilung doch ein typisches ländliches Wohnhaus: Nur die südliche Haushälfte ist unterkellert, wobei das Kellergeschoss an der Südfassade als Vollgeschoss in Erscheinung tritt, da das Haus am Hang steht. Eine Rundbogentüre befindet sich an der östlichen Traufseite, der andere Kellereingang ist eine Treppe im Hausinnern. Die zwei Wohngeschosse sind mit einem Quergang unterteilt, der von Traufe zu Traufe führt. In der Nordhälfte sind die Küche und Kammern untergebracht. Der Kochherd wies von Anfang an einen Kamin auf. In der Südhälfte befinden sich die Stube und Kammern. Das Sparrendach ruht auf einem zweigeschossigen stehenden Stuhl. Im unteren Dachgeschoss ist in der Nord- und in der Südhälfte des Hauses je eine Kammer angeordnet. In der Nähe des ehemaligen Kamins befand sich eine Räucherammer.

GS-Nr. 1425, Ass.-Nr. 34a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1724.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Literatur: KDM ZG 1, 204. – KDM ZG NA. 2, 332. – Dittli 2007, 4, 208.

Menzingen, Stalden, Kapelle St. Wendelin: Aussenrestaurierung

Angeblich zum Dank für die Zähmung eines wilden Stiers errichteten Ulrich Hegglin, Jakob Meyenberg, sein Bruder Peter Meyenberg sowie Adam Schön 1597 die heutige



Abb. 28

Hünenberg, Chamerstrasse 4, Wohnhaus «Alte Post». Ansicht von Westen.



Abb. 29
Menzingen, Stalden, Kapelle
St. Wendelin. Ansicht von Nord-
westen.

Kapelle (Abb. 29). Zuvor stand an der Stelle ein «Helgenhüsli», das dem hl. Wendelin und der hl. Notburga gewidmet war. 1745 schenkte Abt Nikolaus von Einsiedeln das linke Chorfenster. 1750 wurde der jetzige Choraltar auf Kosten des Kaplans Clemens Adelrich Hegglin und seines Bruders Johann Jordan erstellt. 1752 liess der Kaplan am Chorbogen die heilige Familie malen. Die Fresken der Vorhalle stellten verschiedene Heilige dar. Diese wurden 1862 übertüncht. Das Innere erhielt eine Gipsdecke. An die Chorbogenwand malte Franz Xaver Zürcher eine Darstellung des Guten Hirten. Eine Renovation erfolgte 1912 und eine Restaurierung in den Jahren 1977–79. Restauriert wurde die künstlerische Ausstattung und die originalen Fassungen wurden an den Altären freigelegt. Dabei wurde das Wandbild des Guten Hirten entfernt. 1995 erfolgte eine Aussenrenovation. Das Objekt steht unter Bundesschutz.

Die Restaurierung der Kapelle St. Wendelin betrafen die durch Feuchtigkeit verursachten Schäden. So wurden diverse Bretter der Vorhalle ersetzt, die Türmlüftung verbessert, die Schindeln des Turms ersetzt und mit Ölfarbe gestrichen sowie umfangreichere Spenglerarbeiten ausgeführt. Ebenso wurde das Turmkreuz restauriert.

GS-Nr. 24, Ass.-Nr. 99a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Literatur: KDM ZG NA. 1, 202.

Oberägeri, Grubenstrasse 37, Hintergrueben: Bauuntersuchung und Abbruch

Das 2006 archäologisch untersuchte Haus Hintergrueben wurde 2010 abgebrochen. Da viele Balken wiederverwendet werden sollten, wurden sie von Hand abgebaut. So

konnte eine Reihe von aufschlussreichen Beobachtungen zur Bautechnik (Eckverbindungen, Dübel, Markierungen, Bearbeitungsspuren, Anstückungen von Balken) gemacht werden (Abb. 30 und 31). Ausserdem konnten einige zum Teil bereits bei der Untersuchung 2006 gestellte baugeschichtliche Fragen gelöst werden.

Zum Beispiel zeigte sich, dass die bei der Ausgrabung erfasste Herdstelle in der Küche und das «Pestfenster» in der Stube wahrscheinlich nicht zum ursprünglichen Bestand gehören. Letzteres wurde gemäss der dendrochronologischen Datierung des Türchens nicht vor 1585 (letzter Jahrring ohne Waldkante) angelegt, vermutlich anlässlich der Vertäferung der Stube. Da die 2006 entnommenen Proben für die dendrochronologische Altersbestimmung des Gründungsbaus keine Waldkante besaßen und damit kein exaktes Fälldatum der Bauhölzer ergaben, wurden 2010 weitere Proben gesichert. Anhand dieser neuen Proben und der alten Daten konnte das Fälldatum Winter 1517 neu ermittelt werden. Das Haus Hintergrueben wurde also nicht vor dem Frühjahr 1518 erbaut. Alle diese Beobachtungen fliessen in die Dissertation über «Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Blockbauten in der Innerschweiz» ein, die Anette Bieri im Rahmen des SNF-Projekts «Holzbauten des Mittelalters und der Neuzeit in der Zentralschweiz» schreibt.

GS-Nr. 139, Ass.-Nr. 156a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1596.02.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Anette Bieri und Marzell Camenzind-Nigg.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 310. – Tugium 23, 2007, 35f. – Christian Muntwyler, Das Haus Hintergrueben in Oberägeri. Ein Blockbau aus der Zeit um 1540. Tugium 24, 2008, 113–139.

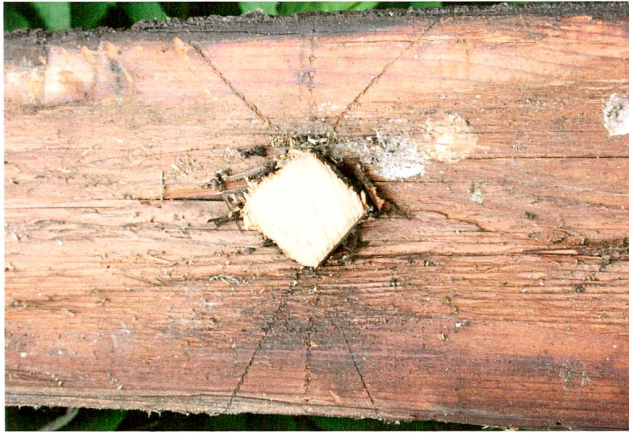


Abb. 30
Oberägeri, Grubenstrasse 37, Hintergruben. Die Dübellöcher an den Unterseiten der Balken der Blockwände waren mit Ritzlinien angezeichnet.



Abb. 31
Oberägeri, Grubenstrasse 37, Hintergruben. An verschiedenen Stellen wurden Balken mit Anstückungen verlängert, wie hier an der Westwand der Dachkammer.

Oberägeri, Oberkreuzbuche, Bauernhaus: Aussenrestaurierung

Das stattliche Bauernhaus Oberkreuzbuche (Abb. 32) wurde nach Initialen und Jahrzahl im Südgiebel im Jahre 1784 von einem Meister I[ten] für F[rantz] B[lattmann] errichtet. Nebst den bereits bestehenden Zug- bzw. Schiebeladenrahmen und -kästen wurden im frühen 19. Jahrhundert weitere Wandverkleidungen mit klassizistischen Zierformen ergänzt.

In den frühen 1990er-Jahren erfolgte zusammen mit einer umfassenden Sanierung und Restaurierung die Unterschutzstellung der Liegenschaft. Dabei wurden die Holzfassaden instand gestellt. Diese wurden gemäss den Akten und den Aussagen der Bauherrschaft partiell ergänzt,

die Oberfläche sandgestrahlt und mit einem dunklen, holzfarbenen Lasuranstrich versehen.

Im Rahmen eines geplanten Fassadenunterhaltes gelangte die Bauherrschaft an die Denkmalpflege. Vor Ort wurden die Fassaden optisch beurteilt. Grundsätzlich befanden bzw. befinden sich die Holzfassaden in einem guten Zustand. Partiiell war jedoch der Lasuranstrich von 1992 bis auf das rohe Holz abgewittert. Diese Anstrichverwitterungen zeichneten sich optisch wahrnehmbar durch hellere Streifen ab. Betroffen waren insbesondere die Südseite, die Lauben an der Ostseite und der Übergangsbereich zum Anbau an der Nordseite.

Die Denkmalpflege zog zur fachlichen Beurteilung einen Holzrestaurator bei. Man war sich schnell einig,



Abb. 32
Oberägeri, Bauernhaus Oberkreuzbuche. Ansicht von Südwesten.



Abb. 33
*Risch, Rotkreuz, Pfarrkirche
 Unsere Liebe Frau vom
 Rosenkranz. Innenraum mit
 Blick zum Chor.*

dass ein radikales Überarbeiten mittels Sandstrahlen der Holzfassaden schädlich sei. Durch das Sandstrahlen wird die Holzoberfläche mechanisch stark belastet und reduziert, es entstehen u. a. furchige Oberflächen. Beobachtungen zeigen, dass so behandeltes Holz im Regelfall schneller altert. Geraten wurde zu einer partiellen und zurückhaltenden Oberflächenbehandlung. Die optisch störenden hellen Bereiche wurden lokal begrenzt mit einer auf die Umgebungsfarbigkeit angepassten Öllasur gekonnt farblich retuschiert und anschliessend das gesamte Holzwerk mit einem Einlassöl aufgefrischt und damit genährt. Mit dieser Vorgehensweise konnte der Charakter des Hauses gewahrt sowie der Oberflächenschutz auf Zeit wieder hergestellt werden. Nicht zuletzt war die Lösung auch ökonomisch interessant.

Mit einem regelmässigen Unterhalt kann der Oberflächenschutz und die Werterhaltung von Holzfassaden markant verbessert werden. Zu Beginn sind die Intervalle kürzer, im Lauf der Zeit werden sie länger. Erfahrungsgemäss liegt ein normales Intervall zwischen drei bis sechs Jahren oder länger. Dies ist abhängig von der Exposition, den lokalen Witterungsverhältnissen sowie weiteren Faktoren. Grundsätzlich gehören aber farbliche Differenzierungen durchaus zum Erscheinungsbild von älteren Holzhäusern.

GS-Nr. 560, Ass.-Nr. 68a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Planung: Fontana & Fontana, Jona.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 307f.

Risch, Rotkreuz, Pfarrkirche Unsere Liebe Frau vom Rosenkranz: Innenrestaurierung

1926 wurde der «Katholische Kultusverein Rotkreuz» gegründet mit dem Ziel, in der seit dem Bahnbau entstandenen und stetig wachsenden Siedlung eine eigene Pfarrkirche mit Friedhof zu errichten. Dazu wurde ein Grundstück auf dem Hügel südlich des Bahnhofs gekauft. Nachdem verschiedene Architekten mit Studien beauftragt worden waren, fiel die Wahl auf Architekt Josef Steiner, Schwyz, dessen Kirche in Seelisberg besonders gefiel. Der Bau wurde von Bund und Kanton im Sinne der Arbeitsbeschaffung subventioniert. Baubeginn war am 10. September 1937, die Grundsteinlegung erfolgte am 3. Oktober 1937, die Glockenweihe am 17. Juli 1938. Die Kirchweihe durch Bischof Franziskus von Streng fand am 25. September 1938 zu Ehren Unserer Lieben Frau vom Rosenkranz sowie des hl. Joseph und des seligen Burkard von Beinwil statt. Zur Einweihung notierten die Zuger Nachrichten am 25. September 1938: «Ein mutiges und geschlossenes Bekenntnis der Auftraggeber und Künstler zu zeitgenössischer Kirchenkunst, ohne die religiöse Vorstellungswelt des Landvolkes zu beleidigen.»

Der erhaltene Plansatz zeigt, dass Josef Steiner, ganz in der Tradition des Historismus, alle Details, auch den Taufstein, die Altäre, Kanzel und Gitter, selbst entwarf. Einzig die Goldschmiedewerke wie Tabernakelverkleidung, Ewiglicht, Altarleuchter und -kreuze entwarf der Luzerner Goldschmied Louis Ruckli jun., die Apostelleuchter der Goldschmied Jakob Huber, Luzern. 1981/82 wurde der Innenraum durch Überstreichen der Malereien von Lothar Albert umgestaltet, die Farbstimmung geändert und der Chor neu eingerichtet. Der Hochaltar und die Kanzel wurden entfernt, die Seitenaltäre durch hölzerne Konsolen

ersetzt und der Tabernakel des Hochaltars auf den linken Seitenaltar versetzt. Franz Bucher gestaltete das Triumphbogenkreuz und die Stationenbilder.

Der geschlossene, mit kleinen Granitquadern verkleidete Baukörper unter flachgeneigtem Satteldach klingt an neuromanische Bauformen an, ähnlich wie die Kirchen Steiners in Seelisberg und Immensee, vielleicht noch beeinflusst von Bauvorstellungen seines Vaters Clemens Steiner. Der Bau steht, nach Westen gerichtet, weithin sichtbar auf dem Kirchhügel. Eine halbrunde, fensterlose Apsis unter abgesetztem Dach schliesst den Chor ab. An diesen ist auf der Nordseite der wuchtige Turm mit allseitig vier rundbogigen Schallfenstern und flachgeneigtem Pyramiden-dach und auf der Südseite die Sakristei unter quergestelltem Giebel-dach angefügt. Vor der Ostfront besteht eine hohe, in Rundbogen dreiseitig geöffnete Vorhalle unter Satteldach.

Der breite Rechtecksaal enthält beidseitig neun enggestellte Rundbogenfenster mit Glasgemälden von Lothar Albert, Basel (Abb. 33). Der eingezogene, um vier Stufen erhöhte Chor wird von einer Apsis in der Breite des Chorbogens abgeschlossen. Die flache Decke ist gegliedert durch wenige wuchtige Querbinder und ein auf die Breite des Chorbogens bezogenes Feld von enggestellten Längsbalken. Der Boden ist mit Lausener Klinkerplatten belegt. Über dem Eingang besteht eine gerade durchgezogene Empore mit einem symmetrischen Orgelprospekt, 1943 erbaut von der Orgelbaufirma Th. Kuhn AG, Männedorf. Unter der Empore besteht eine rundbogig geöffnete, von ornamentalem Gitter abgeschlossene Taufkapelle mit achteckigem Grundriss und Klostergewölbe.

Bei der Innenrenovation der katholischen Pfarrkirche in Rotkreuz wurden im Wesentlichen alle Oberflächen restauratorisch gereinigt, der Chorbereich sanft umgestaltet und die ehemalige Taufkapelle zu einem Meditationsraum umgebaut. Die Massnahmen sind derart zurückhaltend, dass sie mehr stimmungsmässig wahrnehmbar als optisch augenfällig sind. So hat der Kirchenraum eine Qualität zurückgewonnen, die im Laufe der Zeit im wahrsten Sinne des Wortes unter einer Staubschicht verschwunden war.

GS-Nr. 54, Ass.-Nr. 221a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Georg Frey).

Planung: Züti Trinkler Architekten, Zug.

Literatur: KDM ZG NA 2, 412f.

Risch, Schloss Buonas, Sodbrunnen: Ausgrabung

Der Sodbrunnen, der unter einer Abdeckung mit Sandsteinplatten im Nordkeller von Schloss Buonas verborgen war, sollte sichtbar gemacht werden. Zu diesem Zweck wurden im Februar 2010 die 2 m mächtigen Schlammschichten aus dem Schacht geschaufelt. Der Schacht ist mit einem Durchmesser von etwa 2 m und einer Tiefe von 15,15 m in den Nagelfluhfelsen getrieben (Abb. 34). Ob der Felsen tatsächlich genügend Wasser geführt hat, ist unsicher. Es

könnte sich auch um eine Zisterne für Dachwasser gehandelt haben. Die Entstehungszeit des Brunnens ist unbekannt.

Die Kantonsarchäologie begleitete die Aushubarbeiten und barg dabei zahlreiche Fundmaterial, das dank der Erhaltung von Holz und Leder ein interessantes und vielfältiges Ensemble bildet. Bei den Lederfunden handelt es sich um eine Halbsohle in Herrengrösse, einen Absatz-Oberfleck eines Kinderschuhes sowie Verschnittabfälle. Die Halbsohle diente der Nachbesohlung eines rechten Herrensuhes. Sie wurde nachträglich erneut mit einem aufgenagelten Lederflecken repariert, bis sie schliesslich ausgedient hatte und möglicherweise wieder ersetzt wurde. Der Absatz-Oberfleck ist jene Schicht eines Absatzes, die Bodenkontakt hat. Dem Rand entlang ist der Absatzfleck von Nagellöchern eingefasst. Man erkennt Nägel mit runden Schäften, viereckige Schäfte handgeschmiedeter Nägel und ein Holznagelloch. Die restlichen Leder sind Verschnittstücke aus Sohlenleder und Trimmabfälle. Das kleine Ensemble umfasst Stücke, die von Schuhreparaturen zurückbleiben. Vermutlich handelt es sich um Abfälle gelegentlicher Interventionen, beispielsweise eines Störschuhmachers. Zeitliche Hinweise liefern die Formen von Halbsohle und Absatz. Sie entsprechen Sohlenkonturen des mittleren 19. Jahrhunderts. Ein weiterer Hinweis ist die dichte Benagelung des Oberfleckens. Schuhnägel waren bis in das 19. Jahrhundert eher selten, und wenn man sie verwendete, ging man damit sehr sparsam um.

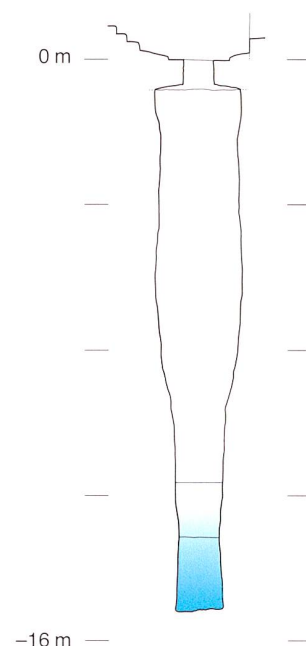


Abb. 34

Risch, Schloss Buonas. Schnitt nach Westen durch den Sodbrunnen.
Massstab 1:200.



Abb. 35

Risch, Schloss Buonas. Funde aus dem Sodbrunnen. 1 Mineralwasserflaschen aus Steinzeug mit der Brunnenmarke der königlich preussischen Brunnen-Verwaltung in Niederselters Nassau (nach 1866) und mit der Marke «F. ROSSBACH LACKFABRIK FRIEDBERG B/ FRKF» (nach 1878). 2 Fayencekrug mit der Signatur «MEISTER KERAMIK».



Abb. 36

Risch, Schloss Buonas. Funde aus dem Sodbrunnen. Kranzkacheln im Stil der Neurenaissance mit den Wappen Bern und Pfaffen von Altishofen. Fehltrände, vermutlich um 1882–89 aus der Hafnerei des Josef Anton Keiser (1859–1923) in Zug.

Unter den Funden sind ferner gepresste Mineralwasserflaschen aus Steinzeug (Abb. 35), Kranzkacheln eines Ofens (Abb. 36), Schüsseln, Nachthäfen und Töpfe, Glas- und Holzobjekte sowie allerlei Geräte. Das Gros der Objekte aus dem Schlamm dürfte aus der Zeit stammen, als das Schloss Karl von Gonzenbach-Escher gehörte (1871–1905). Er liess das «Neue Schloss» bauen und den Park anlegen. Vermutlich wurde damals auch der Sodbrunnen bzw. die Zisterne aufgegeben und eine neue Wasserversorgung eingerichtet.

GS-Nr. 329, Ass.-Nr. 127a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 110.05.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Marzell Camenzind-Nigg.

Lederfunde: Serge und Marquita Volken, Gentle Craft, Lausanne.

Literatur: KDM ZG 1, 97–109. – Werner Meyer et al., Perle am Zugersee. Ein fotografischer Streifzug durch die Halbinsel Buonas. Hg. von Hofmann-La Roche AG. Basel 2002. – Adriano Boschetti-Maradi, Schloss Buonas bei Risch, Hünenberg, St. Andreas Cham. Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 10, 2005, 4, 161–163. – Tugium 22, 2006, 31f. – KDM ZG NA. 2, 373–390.

Risch, Stockeri 12, Bauernhaus: Kurzdokumentation

Im Hinblick auf einen geplanten Umbau führte die Kantonsarchäologie 2009 im Haus Stockeri 12 eine Kurzdokumentation durch. Das Haus ist ein im Kanton Zug eher seltenes Beispiel für ein vielzweckbauernhaus, d. h. für ein Bauernhaus mit Wohnbau, Stall und Scheune unter einem Dach. Im ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung von 1813 ist die Rede von «Haus und Scheune». Der Wohnteil des Hauses ist im Kern ein fast vollständig verschindelter bzw. vertäferter Blockbau. Er umfasst im Vorderhaus Stube und Nebenstube sowie darüber drei Kammern. Nur das Vorderhaus ist unterkellert. Das Hinterhaus des Blockbaus umfasste die Küche und dürfte ursprünglich keinen Kamin aufgewiesen haben. Der Teil mit Stall und Scheunen wurde wahrscheinlich nachträglich angebaut. Es handelt sich um einen Ständerbau. Das Sparrendach, das auf einem geräumigen zweigeschossigen Stuhl ruht, dürfte aus der gleichen Bauperiode stammen. Die Befensterung des Wohnteils, die Verschindelung der Südfassade und der Balkenraster der Heuraumwände dürften aus dem 19. Jahrhundert stammen. Bei einem Umbau wurde an der Westseite des Hauses im Erdgeschoss eine «Hinterstube» eingebaut, die in den Stallteil hineingreift und einen eigenen Kamin aufweist. Laut Inschrift und Jahreszahl «G[erman] L[uthiger] 1912» wurde der eingeschossige Stall im Ständerbauteil 1912 mit Backsteinen neu gebaut. An den Bretterwänden der Stallscheune finden sich die Inschriften «A[nton] L[uthiger] 1913» und «A[nton] L[uthiger] 1938». 1913 wurde in knapp 100 m Entfernung eine neue Scheune erbaut (Ass. 18b), die 1939 abbrannte und neu errichtet wurde.

GS-Nr. 1361, Ass.-Nr. 18a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1765.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Literatur: KDM ZG NA. 2, 429.

Steinhausen, Kirche/Friedhof und Beinhaus «Unserer Lieben Frau»: Ausgrabung und Bauuntersuchung

1955/56 war an der Südseite der Apsis der Pfarrkirche St. Matthias in Steinhausen eine Sakristei angebaut worden. Dieses Gebäude sollte durch einen Neubau ersetzt werden, und östlich des Beinhauses im alten Friedhof sollte eine neue Gebeinegruft angelegt werden. Aus der Zeit vor dem Neubau der Sakristei bestehen Pläne, die in diesem Bereich Grabreihen zeigen. Die Bestattungen im Bereich der Gebeinegruft stammen demnach aus den Jahren 1941–46. Der Kantonsarchäologie stellte sich die Frage, ob unter oder zwischen den Grabreihen des 20. Jahrhunderts ältere Bestattungen liegen. Unklar war insbesondere, ob schon vor der Abkürzung von Baar und der Erhebung zur Pfarrkirche 1611 bei der Kirche in Steinhausen bestattet worden ist. Aus diesem Grund führte die Kantonsarchäologie im Sommer 2010 eine Grabung, eine Sondierung und eine Bauuntersuchung sowie im Januar 2011 eine Aushubüberwachung durch.

Die Kirchhofmauer, die im Bereich der Gebeinegruft auf einer Länge von 8 m untersucht werden konnte, ist älter als das Beinhaus Unserer Lieben Frau. Dieses wurde rittlings über der an dieser Stelle abgebrochenen Mauer gebaut. Damit hat sich eine archäologische Beobachtung anlässlich der Restaurierung des Beinhauses 1977 bestätigt. Die Untersuchung des Dachstuhls (Abb. 37) ergab, dass das Joch für das Glöckchen zum originalen Baubestand gehört, aber zu einem unbestimmten Zeitpunkt neu aufgebaut worden ist. Möglicherweise geschah das im Jahr 1876. Damals ersetzte man die ursprüngliche, ins Jahr 1607 datierte Beinhausglocke mit einer spätmittelalterlichen Glocke aus dem Kirchturm. Dem Dachstock des Beinhauses wurden elf dendrochronologische Proben (Fichten) zur Datierung entnommen. Als Fälldatum konnten die Jahre 1609 und 1610 ermittelt werden. Das Beinhaus wurde also – bisher aus historischen Überlegungen vermutet – anlässlich der Erhebung der Kirche zur Pfarrkirche erbaut. Dies und die Bauabfolge von Kirchhofmauer und Beinhaus sind Hinweis darauf, dass schon vor 1611 bei der Kirche Steinhausen bestattet worden ist.

Bestattungen aus der Zeit vor 1611 sind aber nicht sicher gefunden worden. In einer Sondierungen östlich der Sakristei bzw. südöstlich der Apsis fanden sich drei Gräber. Sie waren leicht nach Südosten abgewinkelt und entsprachen nicht der Ausrichtung der Grabreihen des späten 19. und 20. Jahrhunderts (Abb. 38). Diese Gräber wurden vor dem Neubau der Apsis 1699–1701 angelegt. Im Bereich der geplanten Gebeinegruft fanden sich nur die in einer Tiefe von 1,5 m angelegten Grabreihen der 1940er-Jahre. Zwischen den Grabreihen blieben einzelne, wenig ältere Gräber teilweise erhalten. Bei der Anlage der Grabreihen des 20. Jahrhunderts wurden also alle älteren Bestattungen umgeworfen. In der Friedhoferde fanden sich deshalb zahlreiche Knochen, unter anderem ein Schädel mit



Abb. 37

Steinhausen, Beinhaus Unserer Lieben Frau. Stehender Dachstuhl von 1610/11. Blick nach Osten.



Abb. 38

Steinhausen, ehemaliger Friedhof bei der Pfarrkirche St. Matthias. Sondierschnitt südöstlich der Apsis. Im Profil ist das Bauniveau der Apsis von 1699–1701 schwach zu erkennen. Die beiden freigelegten Bestattungen sind älter.

Trepanationen. Ausserdem traten auch Kleinfunde zutage, nämlich drei Weihepfennige des 17. oder 18. Jahrhunderts, zahlreiche Rosenkranzfragmente, Benediktuspfennige des späten 18. oder 19. Jahrhunderts sowie jüngere Devotionalien. Sämtliche Gebeine wurden nach der an ausgewählten Funden erfolgten anthropologischen Untersuchung in der neuen Gebeinegruft wieder bestattet.

GS-Nr. 70, Ass.-Nr. 1b.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 63 und 1830.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Marzell Camenzind-Nigg und Armin Thürig.

Anthropologischer Untersuchungsbericht: Sabrina Meyer und Elisabeth Langenegger.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: Béatrice Keller, Pfarrkirche St. Matthias Steinhausen. Grabungsbericht. Tugium 4, 1988, 85–102. – Josef Grünenfelder, Die Glocken im Kanton Zug. Zug 2000 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 4), 93–95. – Rüdiger Rothkegel, Mittelalterliche und neuzeitliche Tonstatuetten aus dem Kanton Zug. ZAK 63, 2006, 2, 141–198, besonders 171. – KDM ZG NA. 2, 441–456. – Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5), 160–170.



Abb. 39

Unterägeri, Lidostrasse 21, ehemaliger Seilerschopf. Im Hintergrund das Wohn- und Werkstattgebäude von 1979, Blick nach Südwesten.



Abb. 40

Unterägeri, Lidostrasse 21, ehemaliger Seilerschopf. Die Seilerbahn vor dem Abbau, Blick nach Westen.

Unterägeri, Lidostrasse 21, ehemaliger Seilerschopf:
Dokumentation, Abbau und Wiederaufbau im Freilichtmuseum Ballenberg

Bis im April 2010 war der ehemalige Seilerschopf an der Lidostrasse 21 in Unterägeri eine Station des «Industriepfads Lorze». Eine geplante Neuüberbauung brachte den Verlust aller alten Gebäude auf der Liegenschaft der ehemaligen Seilerei mit sich. Eine Umnutzung des Seilerschopfs war wegen der sehr speziellen Gebäudeform

praktisch unmöglich (Abb. 39 und 40), und eine Sanierung hätte den originalen Baubestand stark verfälscht. Aufgrund seiner schlechten Nutzbarkeit und der Lage mitten in der Bauzone waren die Anforderungen für eine Unterchutzstellung des Schopfs daher nicht erfüllt. Das Freilichtmuseum Ballenberg bei Brienz zeigte aber Interesse am historischen Gewerbebau. Vor dem Abbau liess die Kantonsarchäologie die ehemalige Seilerei sorgfältig dokumentieren. Die Dokumentation war eine unabdingbare

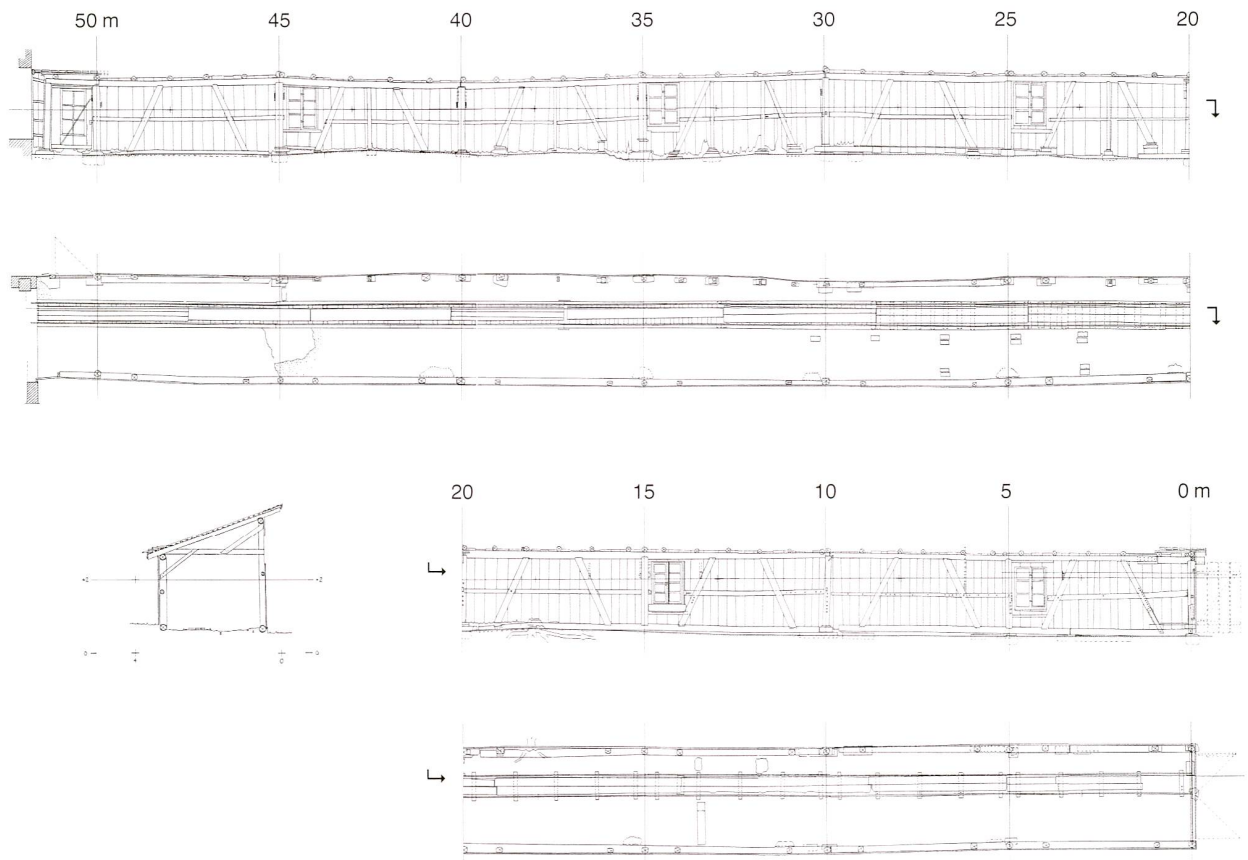


Abb. 41

Unterägeri, Lidostrasse 21, ehemaliger Seilerschopf. Ansicht nach Norden, Grundriss und Querschnitt, Massstab 1:200.



Abb. 42

Schweizerisches Freilichtmuseum Ballenberg bei Brienz. Regierungsrat Joachim Eder spricht am 24. Juni 2011 zur Eröffnung des wieder aufgebauten Seilerschopfs aus Unterägeri (links im Bild).

Voraussetzung für den korrekten Wiederaufbau (Abb. 41). Der Seilerschopf wurde auf dem Ballenberg anhand der Pläne und der Nummerierung der Bauteile Stück für Stück wieder auf- und eingerichtet (Abb. 42). Er ist nach dem Wirtshaus Degen aus Hünenberg das zweite Gebäude aus dem Kanton Zug im Freilichtmuseum.

Drei Generationen der Familie Iten stellten im Moos südlich der Lorze bis 1946 Seile her, nämlich Karl Bartholome Iten (1779–1854), Kaspar Josef Iten (1825–1908) und Xaver Iten-Stocker (1873–1947). Xaver Iten übernahm den Betrieb im Jahr 1896 und baute den Seilerschopf. Seine Vorfahren verfügten über einen kleinen Geräteschopf im Westen des Areals an der späteren Lidostrasse, die «Seilerbahn». Sie ist bereits im ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung von 1813–66 erwähnt. Die eigentliche Seilerbahn verlief vor 1896/97 unter freiem Himmel. Die Herstellung der Seile war daher wetterabhängig. Xaver Iten führte einen Familienbetrieb mit Verkaufslokal im Wohnhaus (ehemals Lidostrasse 25). Nach dem Tod Xaver Itens wurde auf dem Gelände der Seilerei eine Schreinerei eingerichtet. Für den Bau der Werkstatt wurde 1948 ein Teil des Seilerschopfs abgebrochen. Ein weiterer Teilabbruch folgte 1979 mit dem modernen Ausbau der Schreinerei, so dass seither nur noch die Hälfte des einst etwa 95 m langen Gebäudes stand.

Der etwa 52 m lange und nur 3 m breite Seilerschopf war also der Rest eines ursprünglich knapp doppelt so langen Gebäudes. Der Schopf stand in Südwest-Nordost-Richtung entlang des Nordufers des Nübächlis. Es handelte sich um eine einfache Ständer-Schwellen-Konstruktion aus Rundhölzern (Rottannen). Die Schwellen und Pfetten waren bis zu 10 m lang. Joche im Abstand von etwa 5 m sorgten für die Querverstrebung und trugen auf 2,3 bzw. 3,3 m Höhe ein nach Norden geneigtes, mit Ziegeln gedecktes Pultdach. Zwischen jedem Joch waren an der Nord- und Südwand je zwei Schrägstreben und eine horizontale Querstrebe eingeschnitten. Dieses Gerüst war aussen mit 20 bis 35 cm

breiten Brettern verkleidet, in denen Öffnungen für wieder verwendete, hochrechteckige Fenster ausgeschnitten waren. Die nordöstliche Schmalseite bildete eine breite Türe. Nördlich der Mittelachse verlief im Boden des Schopfs ein Gleis mit knapp 50 cm Spurweite, die sogenannte Seilerbahn (vgl. Abb. 40). Während in der Osthälfte die Schienen aus doppelten, T-förmigen Stahlprofilen gebildet waren, zeigte sich im Westen ein System mit Flacheisen auf Holzbrettern. Offenbar wurde die Seilerbahn stellenweise ausgebessert und ersetzt. Da alle dendrochronologischen Proben aus der gleichen Bauphase stammen, ist die Einheit des Holzbaus bewiesen. Es wurden die Fälljahre 1893, 1894 und 1895 bestimmt.

GS-Nr. 596, Ass.-Nr. 91e.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1821.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Atelier d'archéologie médiévale Moudon: Ulrike Gollnick.

Freilichtmuseum Ballenberg: Walter Trauffer.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: KDM ZG NA. 1, 366. – Caroline Hugener-Henggeler, Der Seiler. In: Ägerer Geschichte. Die eigenen Wurzeln finden, Unterägeri 1994, 129f. – Adriano Boschetti-Maradi, Die Seilerei Iten aus Unterägeri – einer der letzten Zeugen eines alten Handwerks kommt auf den Ballenberg. Der Ägeritaler 33, 2010, 3, 38f.

Zug, Ägeristrasse 31, Wohnhaus: Abbruch und Neubau

Das Gebäude an der Ägeristrasse 31 wird abgebrochen. Die Denkmalpflege bedauert den Verlust des Gebäudes. Beim Abbruch handelt es sich um ein Wohnhaus, das vor 1886 erbaut worden ist. Im Jahre 1927 ist ein begehbare Verbindungsdach für Wagnermeister Franz Landtwing dazugekommen. Es handelt sich beim Wohnhaus und der Werkstatt um Zeitzeugen, die dokumentieren, wie vor gut hundert Jahren gewohnt und gearbeitet wurde. Diese Art von Kleingewerbebauten mit Wohnhaus sind mehr denn je vom Aussterben bedroht. Charakteristisch sind die Nähe und die Präsenz zur Strasse (Abb. 43). Anstelle des Altbaus ist ein Neubau geplant, der durch seine Position an die neuere



Abb. 43

Zug, Ägeristrasse 31, Wohnhaus. Ansicht von Nordwesten.

Bebauung an der Ägeristrasse anlehnt. Durch den Abbruch wird das Nebeneinander von Alt- und Neubauten an der Ägeristrasse weiter reduziert und der Strassenraum ausgeweitet.

GS-Nr. 1083 und 1084, Ass.-Nr. 627.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Literatur: INSA Zug, 497.

Zug, Artherstrasse 4, Casino: Umbau und Sanierung erste Etappe

Das Casino wurde in den Jahren 1907 bis 1909 von den Zuger Architekten Dagobert Keiser und Richard Bracher erbaut. Von 1979 bis 1981 wurde es vollständig durch Architekt Hans-Peter Ammann restauriert und im Norden mit einem Theatersaal und Foyer ergänzt. Ab diesem Zeitpunkt wurde das alte Casino vernachlässigt. So ist zum Beispiel das seeseitige Foyer am Hauptsaal zu einem Abstellraum geworden. Für die heutige Planung gilt, die ursprünglichen ästhetischen Qualitäten des Casinos wieder herzustellen, die Erschliessung zu verbessern, die Küche zu erneuern, das Restaurant neu zu gestalten und das zu knappe Foyer im Neubau zu vergrössern. Aus diesem Grund veranstaltete die Stadt einen Wettbewerb. Leider hat dieses Vorgehen nicht zum gewünschten Resultat geführt. Eine spezielle Herausforderung bestand darin, die Sanierung so zu gestalten, dass die unmittelbar vor dem Seesitz befindliche Badi Seelikon nicht beeinträchtigt wird.

Als erste Etappe wurde nun die Küche umgebaut, das Restaurant mit Bar (Abb. 44) völlig neu gestaltet und ein Lift eingebaut. Die Innenrestaurierung des Keiser/Bracher-Baus und die Erweiterung des Foyers des Ammanbaus sind

zur Zeit in Planung. Von Seiten der Denkmalpflege besteht – neben den üblichen Anliegen zum Umgang mit historischen Bauten – die Vorgabe, die Badeanlage Seelikon mit dem schützenswerten Garderobegebäude (1949) von Architekt Wilhelm durch den Ausbau des Casinos nicht zu beeinträchtigen.

GS-Nr. 1389, Ass.-Nr. 839a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner und Georg Frey).

Planung: Edelmann und Krell Architekten, Zürich.

Literatur: INSA Zug 502f.

Zug, Friedhof St. Michael, Friedhofsgebäude («Dagobertkapelle»): Aussensanierung

In den frühen 1920er-Jahren wurden die Zuger Architekten Dagobert Keiser und Richard Bracher beauftragt, Erweiterungsmöglichkeiten mit einer neuen Abdankungshalle des Friedhofs St. Michael zu studieren. Es gab zwei Varianten: eine horizontale Erweiterung des Friedhofs Richtung Süden oder eine vertikale Erweiterung Richtung Osten. Beide Varianten wurden ausgiebig diskutiert. Schliesslich gelangte jedoch nur eine bescheidene Erweiterung in südlicher Richtung zur Ausführung. Auch die geplante Abdankungshalle im neubarocken Stil war den Zuger Bürgern wohl zu gewagt und wurde nicht ausgeführt. Vielmehr gelangte ein bescheidenes kapellenartiges Nutzgebäude mit Vorhalle, Brunnen und Toilettenanlage im Obergeschoss und einem Geräteraum im Untergeschoss zur Ausführung (Abb. 45). Dieses Gebäude lehnt sich an das bestehende Beinhaus mit offener Vorhalle und Arkadenbögen aus Sandstein an. Umgangssprachlich wird das Nutzgebäude «Dagobertkapelle» genannt. Diese Benennung verweist

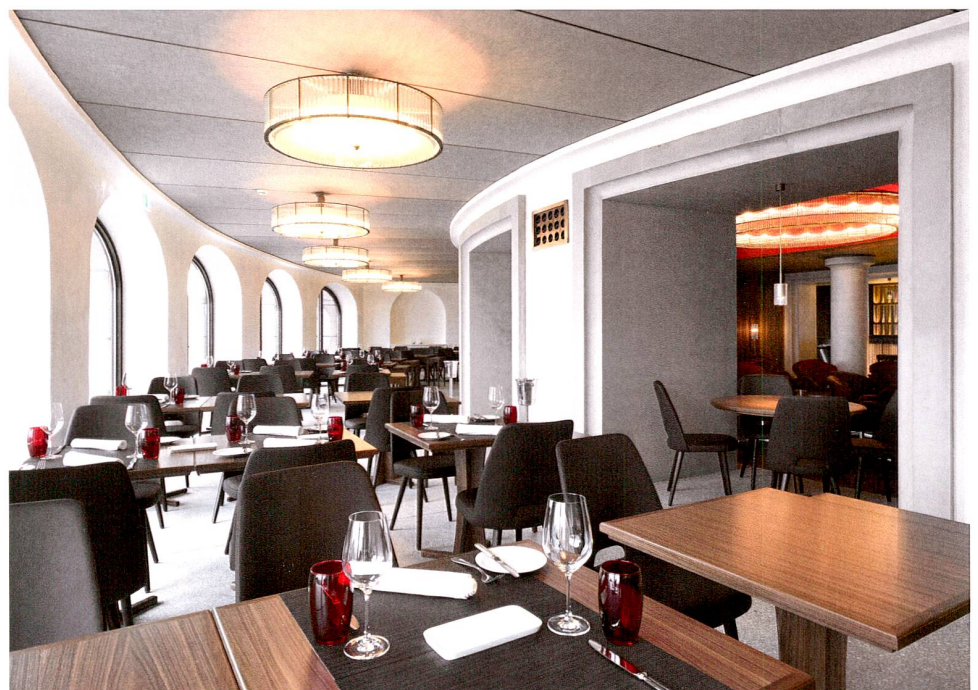


Abb. 44

Zug, Artherstrasse 4, Casino.
Innenansicht des neu gestalteten Restaurants.



Abb. 45

Zug, Friedhof St. Michael, Friedhofsgebäude («Dagobertkapelle»). Ansicht von Nordwesten (links) und Eingangsbereich von Osten (rechts).

darauf, dass das Gebäude von Architekt Dagobert Keiser gebaut und als Teil der Friedhofsanlage wie eine Kapelle gestaltet wurde.

Diese «Dagobertkapelle» war in die Jahre gekommen und bedurfte einer umfassenden Fassadensanierung. In einem ersten Schritt wurden der Baum, die Büsche und das Efeu auf der West- und Nordfassade entfernt, damit das Mauerwerk nicht mehr den Feuchtigkeitsbelastungen ausgesetzt ist. Der zweite Schritt umfasste das Abklopfen des lose haftenden Putzes. Der Fassadengrundputz musste genügend Festigkeit aufweisen, damit ein neuer Kalkputz angebracht werden konnte. Der neue Kalkputz wurde entsprechend dem bestehenden Putz wieder mit einem bräunlichen Sandgemisch eingefärbt. In einem dritten Schritt wurden neue, braunrote Holzläden mit einguteten, horizontal konischen Gratleisten angebracht. Mit dieser sorgfältigen und schonenden Sanierung erstrahlt die «Dagobertkapelle» in neuer Frische und fügt sich wieder markanter in das Friedhofsbild ein.

GS-Nr. 2737, Ass.-Nr. 389a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Planung: Ochsner & Ochsner AG, Zug.

Literatur: Schweizerische Bauzeitung 72, 1918, 158–161. – INSA Zug, 520.

Zug, Grabenstrasse 5, Wasserleitung: Kurzdokumentation
Bauarbeiter entdeckten unter dem Kellerboden des Hauses Grabenstrasse 5 eine alte Wasserleitung. Sie verläuft von Osten nach Westen und führt noch Wasser. Die Leitung ist seitlich aus Kiesel und Bruchsteinen gemauert und mit Sandsteinplatten abgedeckt. Sie liegt tiefer als das Fun-

dament der wenige Meter weiter westlich archäologisch erfassten Zwingermauer des 14. Jahrhunderts. Das Haus Grabenstrasse 5 steht im ehemaligen äusseren Stadtgraben östlich vor dieser Zwingermauer. Es wurde 1863/64 auf ehemals städtischem Boden und gemäss Viktor Luthiger anstelle eines Waschhauses errichtet. Dieses ist auf dem Landtwingplan von 1770 noch nicht eingezeichnet; dargestellt sind lediglich die Gärten im ehemaligen Stadtgraben. Es ist unklar, woher die Wasserleitung kommt und ob sie zu einem Waschhaus gehört oder Wasser in den inneren Stadtgraben oder sogar bis in die Altstadt geführt hat.

GS-Nr. 1211, Ass.-Nr. 283a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1829.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Nachbarschaft St. Oswald in Zug. ZKal. 90, 1945, 44–54, besonders 50. – Adriano Boschetti-Maradi, Toni Hofmann und Peter Holzer, Der Ausbau der Zuger Stadtbefestigung unter habsburgischer Herrschaft. Tugium 23, 2007, 105–136.

Zug, Grabenstrasse 18, Ankenwag/Schatzturm, Archiv- und Geschäftshaus: Sanierung

Der «Schatzturm» wurde im 13. oder 14. Jahrhundert innen an die Ringmauer der Altstadt gebaut. 1565 erfolgte in den zwei untersten Geschossen der Einbau von Schatzkammern mit spätgotischen Rippengewölben. 1579 wurde an die «innere» Seite des Turms an Stelle eines Holzbaues die gemauerte jetzige Ankenwaage angebaut, die 1844 durch die Anlage des «Ankengässlis» verkleinert wurde. 1892 erfolgte der Umbau des Turmes durch die Anlage eines Treppenhauses, das von der Grabenstrasse in das modern eingerichtete oberste Geschoss des Turmes führt. Über dieser Türe wurde 1904 das Wappenrelief vom Baarertor ein-

gesetzt. 1932 erfolgte eine Aussenrenovation. Die aktuelle Restaurierung betraf die Erneuerung aller Anstriche mit Kalkfarben auf dem Mauerwerk und Ölfarben an den Holzteilen.

GS-Nr. 1166, Ass.-Nr. 60a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Literatur: KDM ZG 2, 400–404. – Werner Stöckli, Der Schatzturn und der Liebfrauenturm in Zug, HA 14, 1983, 55/56, 259–266.

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus und Scheune: Bauuntersuchung und Ausgrabung, Abbruch und Aushubüberwachung

Das südlich ausserhalb der Stadt zwischen Hofstrasse und Bahnlinie stehende Wohnhaus «Oberer Roost» wurde für eine Wohnüberbauung abgebrochen und vor dem Abbruch archäologisch untersucht. Das Wohnhaus bestand aus einem im Grundriss $7,7 \times 10,15$ m messenden Kernbau und einem 5 m breiten Anbau an der Nordseite. Der Kernbau bestand aus einem gemauerten Sockelgeschoss und einem zweigeschossigen Blockbau, dessen First in Ost-

West-Richtung verlief. Zum Hof gehörte eine Stallscheune, die in etwa 15 m Entfernung nordwestlich des Wohnhauses stand und vor dem Abbruch kurz dokumentiert wurde (Abb. 46). Vier dendrochronologische Proben aus der Scheune liessen sich mit Fälldaten 1740/41, 1753/54 und 1754/55 datieren. Die Scheune wurde daher nicht vor 1754/55 gebaut.

Das Wohnhaus trug über der Kellertür die Jahreszahl 1591 mit den Initialen «H B», dem Wappen der Familie Brandenburg und einem Steinmetzzeichen (Abb. 47). Letzteres ist von verschiedenen Bauten bekannt und gemäss Linus Birchler dem Stadtbaumeister Jost Knopfli (1550/52–1634) zuzuschreiben. Die Initialen und das Wappen lassen sich dem 1629 verstorbenen Leutnant Hans Brandenburg zuschreiben, der im frühen 17. Jahrhundert verschiedene städtische Ämter innehatte. Der Roosthof gelangte 1774 in den Besitz von Josef Leonz Müller, Chorherr in Bischofszell. Nach dessen Tod richtete seine Familie 1774/75 ein Fideikommiss ein und liess das Herrschaftshaus tiefer am Hang bauen (heute unterhalb der Bahnlinie). Der «Obere Roost» diente als Pächterhaus und wurde 1972 von der Einwohnergemeinde gekauft.

Das 3 m hohe, verputzte Sockelgeschoss war vorwiegend aus Kieseln in wenig sorgfältig gesetzten Lagengefügt. Es waren keine Baunähte oder -fugen feststellbar. Da das Haus am sanften Abhang stand, war es nach Osten hin leicht in den Hang eingegraben. Der Eingang mit dem genannten Türsturz lag an der Westfassade. Das Sockelgeschoss bestand aus einem 3,5 m tiefen westlichen und einem knapp 5 m tiefen östlichen Raum (Abb. 48). Die Räume waren mit drei bzw. vier hoch liegenden Fenstern belichtet. Bemerkenswerterweise waren an der Nord- und an der Südmauer des hinteren, östlichen Raums auf 2,3 m Höhe vier bzw. fünf Konsolen eingemauert, die Streifbalken für die in Ost-West-Richtung verlaufenden Deckenbalken trugen. Eine entsprechende Konstruktion gab es

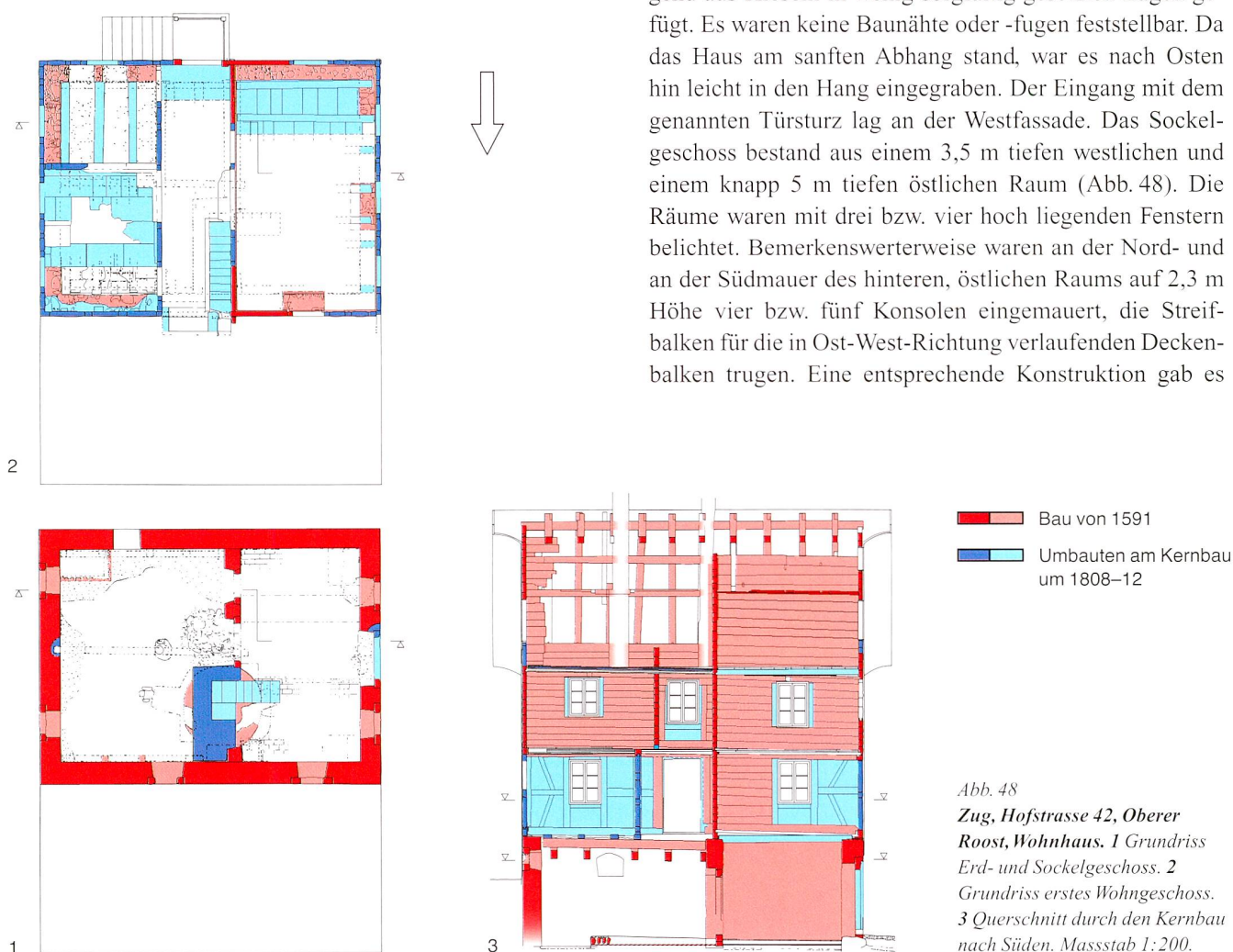


Abb. 48
Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus. 1 Grundriss Erd- und Sockelgeschoss. 2 Grundriss erstes Wohngeschoss. 3 Querschnitt durch den Kernbau nach Süden. Massstab 1:200.



Abb. 46

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus von 1591 (mit Anbau) und Scheune vor dem Abbruch 2010. Blick nach Südwesten.

im westlichen Raum nicht. Die Mauerkrone bildete keine ebene Oberfläche, sondern wies deutliche Niveauunterschiede auf. Die Lücken zwischen Mauerkrone und Schwellen, die auf den Eckpunkten lagen und bündig zu den Fassaden verlegt waren, waren von aussen her gestopft.

Ein überraschender Befund ist, dass ursprünglich eine Wendeltreppe vom Sockelgeschoss in den Blockbau geführt hat. Beim Abbau der jüngeren Kellertreppe zeigte sich, dass für diese aus Sandstein gearbeitete Wendeltreppenstufen wiederverwendet wurden und sich darunter ein rundes Fundament mit 2,5 m Durchmesser verbarg (Abb. 49 und 50). Die Binnenmauer zeigte beidseitig auf der Flucht der Rundung des Fundaments ebenfalls gerundete Negative. Anhand dieser Befunde und der Stufen ist eine komplett in Sandstein gebaute, von unten nach rechts drehende Treppe mit sechzehn Stufen zu rekonstruieren. Die einzelnen Stufen waren etwa 20 cm hoch und bildeten mit ihrer zylindrisch ausgearbeiteten Schmalseite die Spin-



Abb. 47

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus, Blick nach Osten. Türsturz mit Jahreszahl 1591, den Initialen «HB», dem Wappen der Familie Brandenburg und einem Steinmetzzeichen (Jost Knopflin?). Auf dem Sockelmauerwerk lag die Stubenschwelle von 1591 mit dem Triebbladenloch. Der Zwischenraum zwischen Mauerkrone und Schwelle war von aussen gestopft. Über der Schwelle ersetzte eine Fachwerkkonstruktion wahrscheinlich von 1811/12 die ehemalige Blockwand.

del. Gemäss den Bearbeitungsspuren waren sie zu ihrer linken Seite in die Umfassungsmauer der Wendeltreppe eingemauert und in einem Winkel von etwa 30 Grad angeordnet, was abzüglich des Antritts 1,5 Umdrehungen ergibt. Der untere Einstieg befand sich im hinteren Kellerraum, der obere im Quergang des Blockbaus. Allerdings verlief bei einer entsprechenden Rekonstruktion die Binnenschwelle des Blockbaus zu wenig hoch, um genügend Platz für den Durchgang zu lassen. Vielleicht war die Schwelle an dieser Stelle unterbrochen, was wegen jüngerer Umbauten nicht auszuschliessen ist. Wendeltreppen sind in Zug nur bei besonderen Bauten und Herrenhäusern und im Zeitraum von etwa 1530 bis 1620 bekannt. Sie waren an der Rückfassade (z. B. Unteraltstadt 14 [Kornhaus], Hof im Dorf,



Abb. 49

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus. Rest des Fundaments der im Grundriss runden Wendeltreppe unter dem Fundament der jüngeren Kellertreppe.



Abb. 50

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus. Stufen einer älteren Wendeltreppe bildeten die Stufen der jüngeren Kellertreppe.



Abb. 51

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost, Wohnhaus. In der nördlichen Kellermauer des Anbaus war ein Bildstock von 1627 eingemauert.

Zurlaubenhof) oder in einem Innenhof (z. B. Untere Münz, St. Andreas) angeordnet. Einerseits scheint die Wendeltreppe im Oberen Roost aufgrund des Baudatums zu dieser Gruppe zu passen, andererseits passt sie weder typologisch noch praktisch ins Haus selbst. Auch die Unebenheit der Mauerkrone weist daraufhin, dass der Baumeister die Sockelkonstruktion ohne grosse Rücksichtnahme auf den später darauf gesetzten Blockbau gemauert hat.

Der Blockbau war durch einen in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Quergang in ein 4,2 m tiefes Vorder- und ein Hinterhaus geteilt (vgl. Abb. 48). Der Eingang lag an der südlichen Traufseite und war über einen gepflasterten Vorplatz und eine Treppe erreichbar. Haus- und Stubentüre waren mit Mantelstüden ausgezeichnet. Im gut 2,3 m hohen unteren Wohngeschoss war das Vorderhaus in eine 4,25 m breite Stube und eine 3 m breite Kammer daneben gegliedert. Nur die Stube wies eine Bohlen-Bälkchen-Decke über einem Rillenfries auf. Auf der Höhe der Fensterbrüstungen des unteren und oberen Wohngeschosses zierten Eichenbalken die Fassaden. Im 2,2 m hohen oberen Wohngeschoss war der Quergang an der Ostseite 60 cm weniger breit, d. h. die beiden Kammern im östlichen Hausteil hatten grössere Flächen. Die nordöstliche Kammer über der Küche enthielt aber den Kaminhut. An den beiden Korridorenden öffneten sich Türen auf die traufseitigen Lauben. Im Dachraum befanden sich über dem Vorderhaus eine grosse Dach- und eine kleine Giebelkammer. Möglicherweise war im östlichen Giebelfeld eine Aufzugsöffnung eingelassen. Darüber befand sich eine Räucherkammer. Die Lüftungslöcher («Heiterlöcher») in den Randbereichen der Giebelfelder

waren kreuz- und rechteckförmig ausgebildet. Zwölf dendrochronologische Proben (Nadelholz) des Blockbaus konnten gemittelt und mit Waldkante in den Jahren 1590 und 1591 datiert werden. Die Inschrift am Türsturz entspricht diesem Datum.

Der Blockbau wurde durch einen 5 m tiefen Anbau mit Quergiebel auf der ganzen Breite der Nordseite massiv vergrössert. In der nördlichen Kellermauer wurde ein Bildstock mit der Inschrift «Bitt Gott für uns Maria» und der Jahreszahl 1627 eingemauert (Abb. 51). Dabei wurde mit Fachwerkkonstruktionen gebaut. Stellenweise wurden bestehende Blockwände im Fachwerk ersetzt. Beim gleichen Umbau wurden die Fensteröffnungen regelmässig gesetzt und vergrössert, die Fassade vollständig verputzt und die Wendeltreppe durch eine mit einem rechtwinkligen Knick angelegte Kellertreppe ersetzt. Teile des Fachwerks im Küchenbereich können auch älteren Ursprungs sein. 14 Proben aus dem Anbau konnten mit Fälljahren 1808/09, 1810/11 und 1811/12 dendrochronologisch datiert werden. Der Anbau wurde also 1811/12 errichtet.

Der Aushub für die Überbauung wurde archäologisch begleitet. Ober- und Unterboden wurden schichtenweise mit einem Bagger abgetragen, an der Bodenoberfläche zutage tretende Verfärbungen markiert und anschliessend untersucht. Die untersuchte Fläche umfasste etwa 20 000 m². Beim Abtrag der Deckschichten fielen zahlreiche spätmittelalterlich-neuzeitliche Kleinfunde an, darunter ca. 70 Münzen. Besonders zu erwähnen ist der Fund einer Goldmünze (Abb. 52) sowie je ein Pfennig des Bistums Basel (1335–65) und der vorderösterreichischen Münzstätte Zofingen (um 1320/30). Ferner kamen etwa ein Münzgewicht zur Prüfung von französischen ½ Louis d'or, religiöse Medaillen (u. a. von den Wallfahrten nach Einsiedeln, Loreto und Rom) und ein Augsburger Ulrichskreuz zum Vorschein. Im steilen Gelände unterhalb von Haus und Scheune fanden sich einige Verfärbungen, von denen aber nur einzelne zweifelsfrei als künstlich angelegte Gruben angesprochen werden konnten. Die Verfüllungen der Gru-



Abb. 52

Zug, Hofstrasse 42, Oberer Roost. Unter Papst Leo X. (1513–21) in der Münzstätte Bologna geprägter Ducato des Kirchenstaates. Gewicht 3,4 g, Durchmesser 24,2 mm. 1 Vorderseite. Päpstliches Familienwappen (Medici). 2 Rückseite Hl. Petrus zwischen den Wappen Medici und der Stadt Bologna. Der Dukat aus Mailand, Venedig und Bologna war eine bekannte Münze, die im 16. Jahrhundert die Rolle als internationale Handelswährung übernahm. Trotzdem finden sich diese Goldmünzen nördlich der Alpen nur selten.

ben lieferten spärliches und durchwegs neuzeitliches Fundmaterial. Weiter westlich trat ein gemauertes Fundament unbekannter Funktion zutage. Das dünne Mauerwerk beschrieb einen sich zum See hin öffnenden Halbkreis von etwa 1,7 m Durchmesser. Das Fundinventar wird durch ein stark verrundetes Terra-Sigillata-Fragment, einen halbierten römischen As (?), das Bruchstück eines römischen Leistenziegels sowie das Bügelfragment einer eisenzeitlichen Fibel ergänzt. Östlich des Wohnhauses traten mehrere Gruben zutage, die zum Teil prähistorische Keramik und Brandspuren enthielten.

GS-Nr. 1482, Ass.-Nr. 294a–c und 3212a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1818 und 1826.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Eugen Jans und Kilian Weber.

Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll, und Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Numismatik: Stephen Doswald, Inventar der Fundmünzen der Schweiz. Literatur: KDM ZG 2, 478, mit Anm. 1 und 528. – Viktor Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug, ZKal. 95, 1950, 35–40, besonders 35–37. – Dittli 2007, 4, 84f.

Zug, Kirchenstrasse: Ausgrabung

Die Kirchenstrasse und darunter verlaufenden Werkleitungen wurden auf der ganzen Länge von der Grabenstrasse bis zur Zugerbergstrasse im Jahr 2010 saniert. Die Kantonsarchäologie begleitete die Bauarbeiten. Zuoberst schlossen sie an die 2008 ausgeführten Arbeiten im Bereich der Zugerstrasse an, in deren Rahmen Reste der Ringmauer und des St.-Michaels-Tors aus der Zeit um 1524 dokumentiert worden waren.

Östlich des ehemaligen Kantonalen Zeughauses (Kirchenstrasse 6) wurde unter dem Trottoir die Kopfsteinpflasterung freigelegt (Abb. 53.1). Westlich des Hauses Kirchenstrasse 13 wurden Bachverbauungen des Burgbaches freigelegt. Es handelt sich um die linke und um die rechte Ufermauer (Abb. 53.2–4), die mit ihrer Rückseite gegen den gewachsenen Boden gesetzt sind und dem offenen Bachlauf auf dem Landtwing-Plan von 1770/71 entsprechen. Heute verläuft der Bach unterirdisch. Die Sohle des Bachbetts oder Geschiebe des Baches wurden nicht freigelegt, da die Leitungsgräben weniger tief angelegt wurden. Im Bereich vor dem Tor der Burg fanden sich keine Spuren von Befestigungen.

Auf der Höhe der Kirche St. Oswald fanden sich Reste des ehemaligen Friedhofs, der in Etappen 1480, 1483 und 1511 geweiht wurde. Der Friedhof wurde wegen des Ausbruchs der Cholera in der Schweiz 1867 geschlossen. Das Friedhofareal wurde ab 1875 umgestaltet. In einem Leitungsgraben östlich der Apsis fanden sich das Fundament der in der Nordwest-Südost-Richtung des Trottoirs verlaufenden Friedhofmauer (Abb. 53.5), umgelager- te Skelettreste und in 1,5 m Tiefe vier Bestattungen, die allerdings nicht vollständig ausgegraben werden konnten (Abb. 53.6). Drei Bestattungen wurden anthropologisch



Rekonstruktion Bachverlauf

Abb. 53

Zug, Kirchenstrasse. Übersicht über die verschiedenen Befunde.

1 Pflasterung. 2 und 3 Bachverbauung links. 4 Bachverbauung rechts.

5 Alte Friedhofmauer. 6 Skelette in situ. 7 Skelettreste (4 Skelette).

8 Bachgeschiebe (Sondierung). Massstab 1:2500.

untersucht. Es handelte sich um einen 16–20 Jahre jungen Mann (Grösse ca. 173 cm), eine Frau von 18–20 Jahren und eine mehr als 25 Jahre alte Frau (Grösse ca. 155 cm), ferner um Streufunde unter anderem eines Kleinkindes und von zwei Kindern. Das unterste Grab, jenes der älteren Frau,



Abb. 54

Zug, Kirchenstrasse. Leitungsgraben östlich der Apsis der Kirche St. Oswald. Geostetes Grab einer mehr als 25 Jahre alten Frau.

war bis ins Bachgeschiebe eingegraben und genau nach Osten ausgerichtet (Abb. 54). Die zwei darüberliegenden Bestattungen lagen in der Achse der St.-Oswalds-Kirche Richtung Südosten. In der Nähe des nördlichen Seiteneingangs der Kirche (Abb. 53.7) lagen weitere verstreute Skelettreste.

Im untersten Teil der Kirchenstrasse traten vor dem Eingang des Hauses Kirchenstrasse 2 («Zum alten Schwert») Reste einer älteren Treppe zutage (Abb. 53.8), die in den Keller oder ins Wohngeschoss geführt haben kann. Ferner fanden sich kiesige und sandige Geschiebeschichten des Burgbaches, der ursprünglich in der Falllinie der Kirchenstrasse floss, wie bereits frühere archäologische Untersuchungen im Haus St.-Oswalds-Gasse 10 und unter der Grabenstrasse gezeigt haben.

GS-Nr. 1219 und 1230.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1827.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Anthropologischer Untersuchungsbericht: Sabrina Meyer.

Literatur: KDM ZG 2, 129, 138 und 294. – Adriano Boschetti-Maradi, Toni Hofmann und Peter Holzer, Der Ausbau der Zuger Stadtbefestigung unter habsburgischer Herrschaft. Tugium 23, 2007, 105–136, besonders 122f. – Tugium 25, 2009, 50f. – Stephen Doswald, Kanton Zug. Band 2. Bern 2009 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 9), 248f.

Zug, Klosterstrasse 2, Kloster Maria Opferung: Dendrochronologische Datierung

Im Hinblick auf das Jubiläum «400 Jahre Kapuzinerinnenkloster Maria Opferung» sollte die Baugeschichte des Klosters neu betrachtet werden. In Ergänzung zu den dendrochronologischen Untersuchungen, die im Zusammenhang mit der Restaurierung des Innenhofs 1990/91 erfolgten, wurden nun in einer erneuten Reihe die Dachstühle der Klostergebäude beprobt. Mit den erzielten Ergebnissen konnten einige offene Fragen geklärt werden. Die aus den aktuellen Archivrecherchen rekonstruierte Baugeschichte der Klosteranlage wurde bestätigt und ergänzt. Diese kann demnach folgendermassen zusammengefasst werden: In einer ersten Phase erfolgte der Neubau des dreiflügeligen Klosterkonvents (Dendrodatierungen des Dachwerks 1604–06). Der Dachstuhl des südwestlichen Flügels mit der Klosterkapelle unter demselben First erfolgte gut zwanzig Jahre später (1626), wobei der Dachreiter 1665 erneuert wurde. Um 1745 erfolgte der Bau des Gästehauses mit der neuen Klosterpforte auf der Nordostseite. Dass sich die Deckenbalken im Erdgeschoss auf 1639 datieren liessen, weist wohl auf einen Vorgängerbau in diesem Bereich hin. Der Nordwesttrakt, das nach der Helvetik eingerichtete Pensionat, ist dendrochronologisch auf 1805 datiert. Bauliche Hinweise auf die Wiederverwendung von Teilen des alten Schwesternhauses im Neubau von 1604–06 liessen sich nicht nachweisen. Dagegen könnte die im Dachstock des Westflügels sekundär eingebaute Bohlenbalkendecke, die auf 1571 datiert werden konnte, aus eben diesem Vorgängerbau übernommen sein. Mit der

dendrochronologischen Untersuchung konnte ein weiterer Schritt zur Klärung der Baugeschichte des Klosters gemacht werden. Die Ergebnisse werden in der geplanten Jubiläumsschrift des Klosters publiziert.

GS-Nr. 1707, Ass.-Nr. 391a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 61 und 1464.

Denkmalpflege: Thomas Brunner.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: KDM ZG 2, 337–347. – Heinz Horat und Rüdiger Rothkegel. Zur Baugeschichte des Klosters Maria Opferung in Zug. Tugium 8, 1992, 144–150. – Gotteslob und Mädchenschule. Kapuzinerinnenkloster Maria Opferung Zug 1611–2011. Hg. vom Kapuzinerinnenkloster Maria Opferung Zug und vom Verein «Freundschaft mit Maria Opferung». Zug 2011.

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm: Bauuntersuchung

Im Zusammenhang mit der Auswertung der archäologischen Untersuchungen an den Ringmauern der Altstadt führte die Kantonsarchäologie 2007 am Zitturm eine erste dendrochronologische Datierung durch. Im Jahr 2008 wurden Teile des Zitturms restauriert, insbesondere der Verputz in der Tordurchfahrt. Im Herbst 2010 führte die Kantonsarchäologie zusammen mit Studentinnen und Studenten der Mittelalterarchäologie an der Universität Zürich eine praktische Übung am Zitturm durch, und es erfolgten weitere dendrochronologische Untersuchungen. Zusammen mit den verschiedenen kleineren Untersuchungen am Zitturm seit 1983, den Untersuchungen im benachbarten Lughaus (Grabenstrasse 4) 1983 bis 1986 und schriftlichen Nachrichten ergibt sich für das Wahrzeichen der Stadt Zug folgende Baugeschichte:

Zunächst befand sich in der Ringmauer ein einfaches Durchlasstor. Die Ringmauer ist vor die Ersterwähnung Zugs als «oppidum» 1242 zu datieren. Ende des 13. Jahrhunderts oder um 1300 wurde ein mehr als 13 m hoher Torturm in der Form eines vor die Ringmauer vortretenden Schalenturms mit zwei Obergeschossen und seitlichen Strebenpfeilern errichtet. Das Mauerwerk ist ausserordentlich lagig aus eher kleinen Kieselsteinen, vor allem Kalksandsteinen, gefügt (Abb. 55 und 56). Im ersten Obergeschoss war auf allen drei Seiten je ein Schlitzfenster angebracht (s. Abb. 58), im zweiten Obergeschoss hingegen nur an der Haupt- und an der Nordwestfassade. Unklar ist, wie die Obergeschosse zugänglich waren. Am wahrscheinlichsten ist ein Zugang von der Wehrplattform der Ringmauer durch die zur Altstadt hin offene Innenseite des Schalenturms. In den Winkel zwischen Torturm und Ringmauer wurde nachträglich das Lughaus, das städtische Zoll- und Wacht haus, gebaut, das später um ein zweites Obergeschoss mit Zinnenabschluss aufgestockt wurde. Ein ähnliches Gebäude könnte an der gegenüberliegenden Nordwestseite des Turmes gestanden sein.

Bei einem Stadtbrand wurden Lughaus und Torturm weitgehend ausgebrannt. Fast alle Steinhäupter in der Tor-

durchfahrt platzten dabei ab oder verfärbten sich durch Hitzeeinwirkung (vgl. Abb. 56). Das Lughaus wurde umgehend erneuert. Sechzehn Holzproben stammen aus einer ins Jahr 1371 zu datierenden Bauphase (davon fünf mit Waldkante im Herbst/Winter). Aus dem Zitturm selbst liegen keine sicheren Bauteile der Zeit zwischen dem Brand 1371 und der nächsten Erneuerung 1480 vor. Vermutlich in den Jahrzehnten nach dem Stadtbrand wurde aber eine Schlaguhr eingebaut. Die Turmglocke trägt jedenfalls die Jahreszahl 1391. Es ist möglich, dass die Glocke, deren Herkunft freilich unbekannt ist, von Anfang an für den Zitturm bestimmt war. Mechanische Uhren kamen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in norditalienischen Städten auf und wurden vor allem 1370 bis 1380 in zahlreichen Städten nördlich der Alpen eingerichtet. Ab 1366 besass Zürich eine öffentliche mechanische Uhr, um 1370 Basel, ab 1381 Bern und ab 1385 Luzern. Danach folgten bis ins frühe 15. Jahrhundert viele kleinere Städte. Die Uhren dienten nicht allein der Zeitangabe, sondern waren auch ein Mittel der städtischen Selbstdarstellung. Die Anzeige der Stunden erfolgte zunächst häufiger mit Hilfe einer Glocke, die übrigens mitunter auch von Hand geläutet wurde, als auf einem Zifferblatt. In Zug ist seit 1438 eine «Zitgloggen» urkundlich bezeugt.

Mit dem Bau des Neutors (ab 1478) und der äusseren Stadtmauer (Abschluss 1528) verlor der alte Torturm seine Wehrfunktion. Andere Funktionen traten nun in den Vordergrund. Gemäss Kaspar Suters Chronik erhielt der Zitturm 1480 ein Gefängnis und ein neues Uhrwerk. Der Bauzustand mit dem Zifferblatt ist in der Stumpf-Chronik 1547 abgebildet (Abb. 57). Am inneren Portalscheitel steht in römischen Ziffern die Jahreszahl 1480. Damals wurde der Turm um zwei Geschosse aufgestockt. Das Mauerwerk der Aufstockung besteht aus granitischen Bruchsteinen und Plattensandsteinen. Die Eckquader sind erkennbar grösser als diejenigen der ältesten Bauphase. 1480 wurden auch der innere Torbogen und die Partien seitlich davon erneuert sowie die Südwestfassade gemauert. Bei den «Strebepeilern» seitlich der inneren Tordurchfahrt handelt es sich um die Vermauerungen der Abbruchkante der alten Ringmauer, deren ursprüngliche Tordurchfahrt möglicherweise erst damals abgebrochen und auf die heutige Abmessung erweitert wurde. Das heisst, dass die altstadtseitige Innenflucht der Strebepeiler derjenigen der Ringmauer des 13. Jahrhunderts entspricht. Bei diesem Umbau wurde auch die Turmtreppe in die Südostseite der Tordurchfahrt verlegt. Spätestens auch bei diesem Umbau wurde der äussere Torbogen mit einem Spitzbogen erneuert. Dazu gehört der Balken über der äusseren Tordurchfahrt mit den Drehpfannen für zwei Torflügel. Neun Eichen- und drei Tannenproben konnten dendrochronologisch in diese Bauphase datiert werden. Sie stammen aus dem ersten bis vierten Obergeschoss. Sieben Proben wiesen Waldkante im Sommer oder Herbst des Jahres 1479 auf.

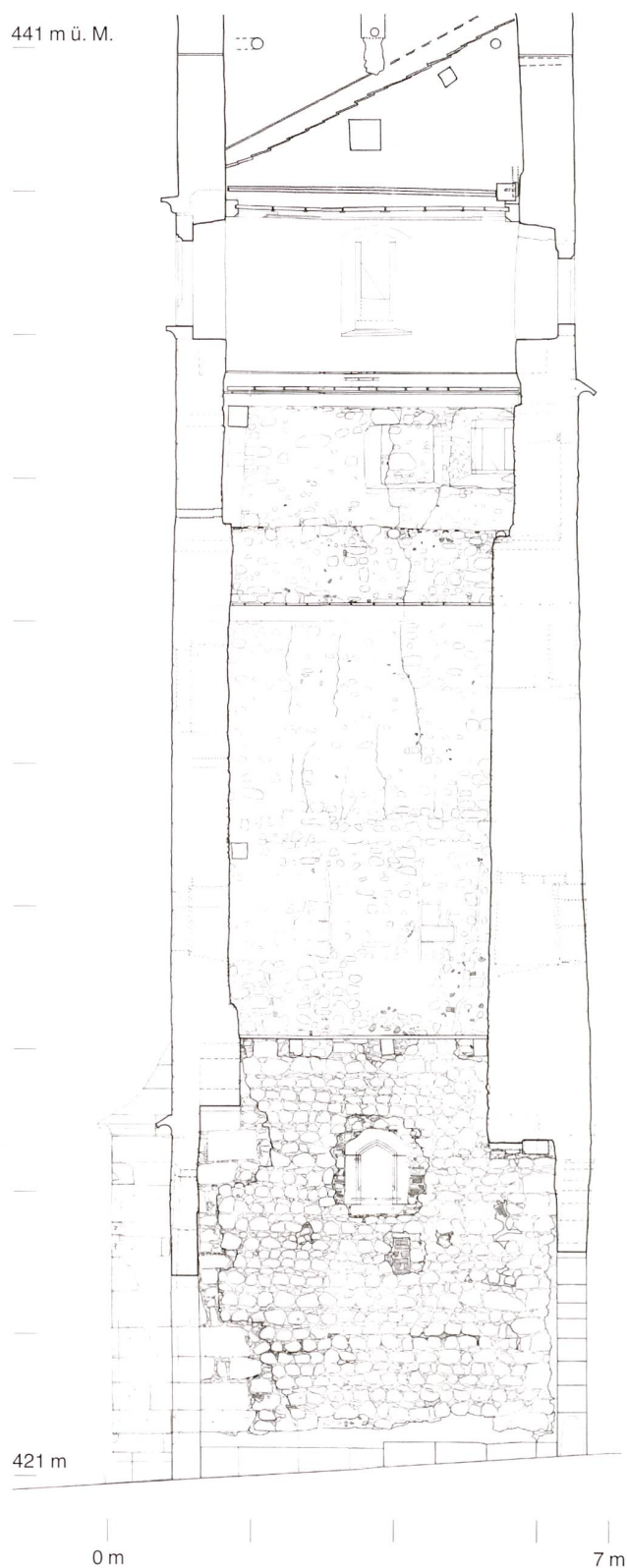


Abb. 55

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm. Querschnitt und Innenansicht der Nordwestmauer, Blick nach Nordwesten. Die Altstadt liegt links, die Stadterweiterung rechts. Massstab 1:100.

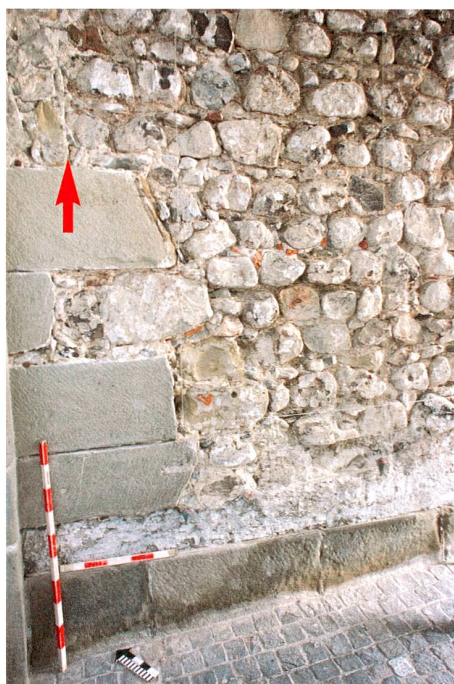


Abb. 56

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm. Das verbrannte Mauerwerk der ältesten Bauphase in der Nordwestmauer der Tordurchfahrt. Links Sandsteinquader des Umbaus 1480. Die senkrechte Grenze (Pfeil) des älteren Mauerwerks rechts bildet wahrscheinlich das Negativ der an dieser Stelle 1480 ersetzten Ringmauer. Aufnahme 2008.



Abb. 57

Chronik des Johannes Stumpf, Ansicht der Stadt Zug 1547. Ausschnitt mit dem Zitturm.

Im unteren Geschoss der Aufstockung, 13,3 m über Boden, befindet sich in der Südwestfassade ein eingemauerter Kanal, der mit Hohlziegeln ausgekleidet ist. Es dürfte sich um den Kanal für die Zeigerwelle der Uhr von 1480 gehandelt haben (Abb. 59). Vor 1557 befand sich nur auf der der Altstadt zugewandten Seite des Zitturms ein Zifferblatt. Weitere runde Öffnungen im Mauerwerk stammen von den Gerüsthebeln, die in verschiedenen Lagen mit ungefähr 1,8 m Abstand angeordnet waren. Bei diesen Gerüsthebellöchern zeigt sich, dass der im Innern mehrheitlich vorhandene, grobe und helle Verputz noch von 1480 stammt. Den oberen Abschluss des Turmes bildete ein einliegendes Pultdach, das auf den drei äusseren Seiten von einer Zinnenmauer überragt wurde. Das Pultdach wies ein Gefälle von 27 Grad auf und trug Flachziegel. An der Innenseite der Zinnenmauer war über den Ziegeln ein Sandsteingesims zur Abweisung des Regenwassers eingemauert. Die Zinnenmauer wurde gemäss der Darstellung in der Stumpf-Chronik 1547 von einem kleinen Türmchen überragt, in dem wohl die Glocke hing. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Holzkonstruktion über der Mittelachse der Hauptfassade. Davon ist im ehemaligen Dachgeschoss, in dem jetzt die Arrestzellen eingerichtet sind, ein mächtiger Balken mit Anblattungen für zwei Ständer erhalten. Diese Ständer waren nicht Träger des Pultdachs, das auf eingemauerten Pfetten lag, sondern trugen vielleicht das genannte (Glocken-)Türmchen (Abb. 60, vgl. Abb. 57).

1557 erfuhr der Turm abermals eine Aufstockung und erhielt so seine heutige Höhe und das Walmdach mit dem Dachreiter für die Glocke. Unterhalb des ehemaligen Dachgeschosses richtete man wahrscheinlich 1557 die Wächterstube ein, zu der Fenster mit Sitznischen gehörten. Der

Stubenboden ist wie bei geheizten Räumen bisweilen üblich mit einem Mörtelstrich isoliert. Zur Stube gehörte ein Herd mit Kamin in der Südecke des Treppenhauses, der wahrscheinlich erst 1901 abgebrochen wurde. Russspuren im Bereich des ehemaligen Rauchabzugs sind aber bis heute sichtbar (Abb. 61). Die gleiche Raumeinteilung in Kammer und Treppenhaus bestand auch ein Geschoss tiefer. 1827/28 soll die Stube erneuert worden sein. Wahrscheinlich arbeitete 1557 am steilen Dachstuhl derselbe Zimmermeister, der im darauf folgenden Jahr das Dach des Kirchturms der St.-Oswalds-Kirche und den Dachstuhl der Kirche St. Martin in Baar aufrichtete, nämlich Vit Wambister (an beiden anderen Orten Inschriften). 1557 erhielt der Zitturm auch die typischen blau und weiss glasierten Dachziegel. Elf Nadelhölzer aus dem Zitturm konnten dendrochronologisch in diese Bauphase datiert werden. Zwei davon wiesen Waldkante im Jahr 1557 auf. Die zugehörigen Balken sind in der Wächterstube, im fünften Obergeschoss und im Dach verbaut.

An der dem Kolinplatz zugewandten Seite malte Oswald Müller, der auch die Gewölbedekoration der Kirche St. Oswald malte, eine monumentale Kreuzigungsdarstellung, von der die letzten Reste 1954 zerstört wurden. Auch die Uhr wurde 1557 erneuert und soll auf drei Seiten ein Zifferblatt erhalten haben. Die astronomische Uhr soll gemäss historischer Nachrichten 1574 eingerichtet worden sein. Ab 1526 wurden in Schweizer Städten einige öffentliche Türme mit astronomischen Uhren versehen (Rathaus-turm Luzern, Zeitglockenturm Bern). Aus dem 16. Jahrhundert könnte auch jenes Fenster stammen, das sich vom Haus Aklin in die Tordurchfahrt öffnet. Es wurde später zugemauert und 1954 wieder freigelegt.

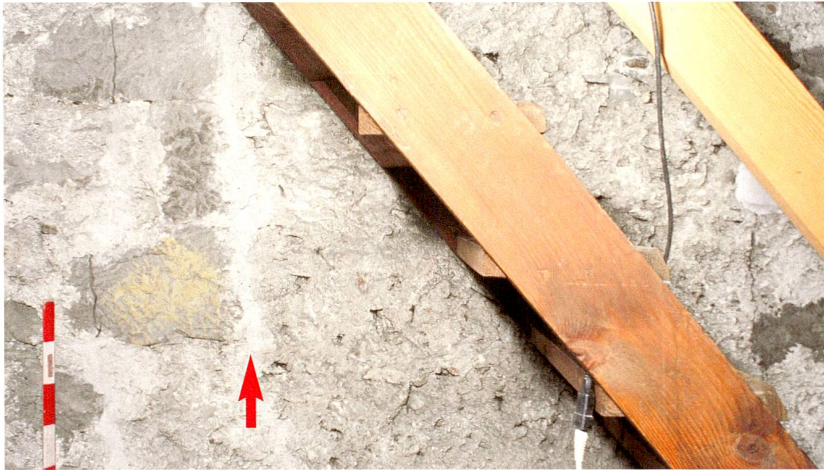


Abb. 58

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm, erstes Obergeschoss. Zugemauerte und 1480 teilweise verputzte linke Laibung (Pfeil) aus Sandsteinquadern eines Schlitzfensters in der Südostfassade.



Abb. 59

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm, drittes Obergeschoss. Mit Hohlziegeln ausgekleidete Öffnung im Mauerwerk von 1480 für die Zeigerwelle in der Südwestfassade.

Der Zitturm und seine Uhrwerke wurden im 17. bis 19. Jahrhundert mehrmals zum Teil erneuert. Laut Ratsbeschluss von 1717 wurden zwei Arrestzellen («Timpis») eingebaut. 1732 beschloss man, eine dritte Zelle zu bauen. Es handelte sich dabei um kleine Blockbauten, von denen zwei noch erhalten sind. Sie tragen die Nummern 2 und 3. Bei der Renovation 1954/55 soll eine Zelle abgebaut und weiter oben am heutigen Standort wieder aufgebaut worden sein. Somit handelt es sich wahrscheinlich bei den beiden erhaltenen Arrestzellen um eine von 1717 und die jüngere. Von der südwestlichen Gefängniszelle konnte eine Holzprobe ohne Waldkante ins Jahr 1680, von der nordöstlichen

Gefängniszelle konnten drei Holzproben mit Waldkante ins Jahr 1735 datiert werden.

Als Melchior Paul Deschwanden 1865/66 den Chorbogen der Kirche St. Oswald mit dem monumentalen Jüngsten Gericht bemalte, baute man in der Kirche ein Wappenrelief mit einem Engel als Schildhalter aus. Das Relief bekrönt den inneren Torbogen des Zitturms. Das Wappenrelief über dem äusseren Torbogen trägt die Jahreszahl 1519, stammte ursprünglich vom 1835 geschleiften Oberwiltor und wurde 1901 am Zitturm eingemauert. Die beiden letzten Restaurierungen fanden in den Jahren 1901 und 1954/55 sowie – in der Tordurchfahrt – 2008 statt. Bei

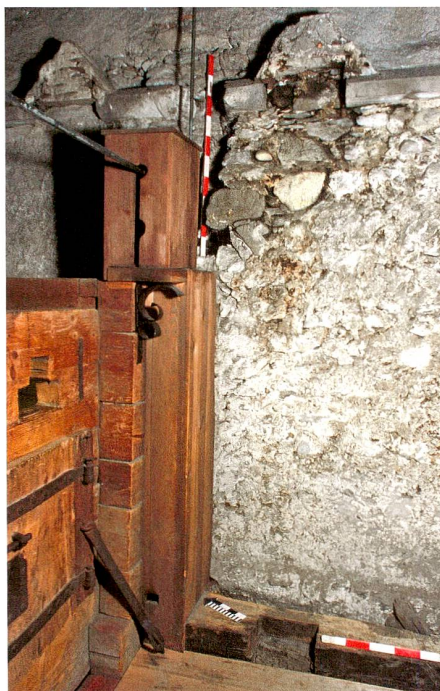


Abb. 60

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm, fünftes Obergeschoss. Mauerkrone der Bauphase um 1480, Blick nach Nordosten. Am unteren Rand eine Schwelle mit Anblattungen für zwei Ständer, die möglicherweise das Glockentürmchen getragen haben. Links eine der beiden erhaltenen, in Blockbautechnik gebauten Arrestzellen, vermutlich des 18. Jahrhunderts.

Abb. 61

Zug, Kolinplatz 12, Zitturm, viertes Obergeschoss. Vermutlich 1557 ins Mauerwerk von 1480 gebrochene (und nachträglich veränderte) Fensteröffnung in der Südwestfassade. Am linken Bildrand Reste des gewölbten Auflagers für einen Rauchabzug über dem ehemaligen Kochherd, am rechten Bildrand ein Rähmbalken mit Schwellenschloss der Turmwächterstube von 1557.



der Restaurierung von 1954/55 wurden namentlich die Wappenreliefs mit Kopien ersetzt, die Treppen und die Sandsteingesimse und Sandsteinwände sowie die Fassadenmalerei erneuert.

GS-Nr. 930, Ass.-Nr. 75a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 140.06.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Marzell Camenzind-Nigg und Markus Bolli.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: Theodor von Liebenau, Zur Baugeschichte von Zug, Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde 18, 1885, 118–122. – Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde N.F. 3, 1901, 226f. – Josef Maria Weber-Strebel, Zugs Befestigungen (Türme und Ringmauern). ZNbl. 1910, 3–24, besonders 7–11. – KDM ZG 2, 40–45 und Nachträge S. 673f. – Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 82, 1937, 41–55, besonders 42. – Johannes Kaiser, Zur Renovation des Zuger Zytturns. ZNbl. 1955, 49–54. – René J. Müller, Zuger Künstler und Kunsthandwerker 1500–1900, Zug 1972, 142–145. – Tugium 1, 1985, 69; 2, 1986, 59; 4, 1988, 24. – INSA Zug, 522. – Josef Grünenfelder, Die Glocken im Kanton Zug. Zug 2000 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 4), 126f. – Dittli 2007, 2, 41f., und 5, 298–300. – Adriano Boschetti-Maradi, Toni Hofmann und Peter Holzer, Der Ausbau der Zuger Stadtbefestigung unter habsburgischer Herrschaft. Tugium 23, 2007, 105–136, besonders 114f. und 127f. – Tugium 25, 2009, 42.

Zug, Lütschwyl 31 und 33, Wohnhäuser und Schopf: Umbauten und Restaurierung

Die Gebäude am Lütschwyl 31/33 sind Teil des Hofes Keiser in der Ortsbildschutzzzone Lütschi. Sie stehen mit ihren hohen Giebelseiten am alten Weg, der vom Lauried zur Alten Baarerstrasse führte. Die historische Baugruppe besteht aus dem barocken Bauernhaus, dem etwas jün-

geren, durch eine charakteristische Brücke verbundenen Nebenhaus und dem freistehenden Schopf/Schweinestall. Der Hof ist seit 1766 im Besitz der Familie Keiser. Ein im Haus überliefertes Wirtshausschild «Zum Ochsen» von 1661 soll auf eine ehemalige Wirtschaft an diesem Ort hinweisen.

Das Baudatum des Haupthauses ist nicht bekannt. Die überlieferten Ausstattungsteile legen eine Entstehung im späten 18. Jahrhundert nahe, wobei die Kernsubstanz älter sein dürfte. Der Blockbau über hohen Mauersockeln weist je zwei Voll- und Giebelgeschosse aus, deren regelmässig verteilte Fenster an der Fassade von Vordächern gegliedert werden. Der Grundriss im Innern folgt dem gängigen Schema mit quer zum First verlaufendem Flur. Die Stube verfügt über eine bedeutende Ausstattung: Türen und Wandkasten mit gestemmt, barock geschweiften Füllungen, ein gleich gestaltetes, 1790 datiertes Buffet sowie eine Wanduhr des Zuger Uhrmachers Franz Josef Keiser um 1840. Die Wohngeschosse wurden im Laufe der Zeit den Bedürfnissen angepasst, während Obergeschosse und Estrichkammern weitgehend original überliefert sind. Das stolze Bauernhaus steht am Übergang von Barock zum Klassizismus und ist ein bedeutender Zeuge der Zuger Bauernhausarchitektur.

Die Kellertüren des Nebenhauses zeigen einerseits das Wappen der Familie Keiser, andererseits die Datierung 1815. Damals liess der Ratsherr Franz Michael Keiser neben dem bestehenden barocken Bauernhaus einen in Volumen und Orientierung gleichartigen Blockbau errichten. Gleich-



Abb. 62

Zug, Lütschwyl 31 und 33, Wohnhäuser und Schopf. Ansicht von Nordosten.

zeitig verband er die beiden Häuser mit einer gedeckten Brücke, was der Baugruppe ihr charakteristisches Aussehen verleiht. Die blockhafte Form und die zurückhaltende Gestaltung des Hauses sind typisch für das beginnende 19. Jahrhundert. Der Blockbau unter steil geknicktem Satteldach erhebt sich über einem hohen, befensterten Sockel. Die schlicht gestalteten Fassaden weisen eine regelmässige Fensterverteilung auf und sind auch traufseitig durch Vordächer gegliedert. Das Innere hat im Laufe der Zeit Umbauten erfahren, ist in seiner Struktur jedoch erhalten. Das Nebenhaus ist ein typischer Vertreter des Bauernhauses am Übergang vom Klassizismus zum schlichten Biedermeier.

Der um einiges kleinere Schopf/Schweinestall steht wie die beiden Wohnhäuser mit dem Giebel zum Weg. Es handelt sich um eine Ständerkonstruktion mit einem liegenden Dachstuhl. Der Schweinestall im östlichen Teil wurde in der Mitte des 20. Jahrhunderts erneuert. Die Gestaltung der Sattelhölzer wie die Heiterlöcher in Form von verkröpften Vierpässen lassen eine Entstehung um Ende 18., Anfang 19. Jahrhundert vermuten. Das Dach ist erneuert.

Die drei historischen Bauten bilden ein seltenes, gut erhaltendes Ensemble eines charakteristischen Bauernhofes (Abb. 62). Sie bilden Kern und Ursache der bestehenden Ortsbildschutzzzone Lüssi. Die aktuelle Sanierung betrifft Innenumbauten, eine veränderte Treppenerschliessung, den Ersatz von Fenstern und Türen sowie eine Innendämmung im Erdgeschoss.

GS-Nr. 1756, Ass.-Nr. 437a, b und d.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Roman Brunner).

Planung: Zünti Trinkler Architekten, Zug.

Literatur: KDM ZG 2, 527 und 530.

Zug, Neugasse 24 und 26, Wohn- und Geschäftshaus: Restaurierung Ostfassaden

Das Doppelhaus an der Neugasse erhielt seinen Namen «Wilden Mann» nach dem 1489 datierten Relief eines wilden Mannes über dem Spitzbogenportal, dem heutigen Zugang in das Haus Neugasse 24. Ursprünglich als ein einziges Haus erstellt, wurde es 1774 unterteilt. Aus dieser Zeit stammen auch die vier einfachen Fenster im dritten Geschoss, die darunter liegende Befensterung ist noch original aus dem späten 15. Jahrhundert erhalten. Ebenfalls im Jahre 1774 wurde die Fassade des Hauses Neugasse 26 mit einer gemalten Scheinarchitektur geschmückt. Sie beschränkt sich auf gemalte Ortsteine und Fensterumrahmungen. Speziell betont wurden die Malereien im zweiten Geschoss mit als Bekrönung gemalten, abgebrochenen Spitzgiebeln über den Fenstern und einem Medaillon mit dem Gnadenbild Mariahilf, 1774 datiert. Dieses Gnadenbild Mariahilf ist die Kopie eines Werkes von Lucas Cranach dem Älteren (um 1475–1553). Das zwischen 1517 und 1525 entstandene Original befindet sich im Hochaltar



Abb. 63

Zug, Neugasse 24 und 26, Wohn- und Geschäftshaus. Ostfassaden, nach der Restaurierung.

des Innsbrucker Doms und gilt als eines der meist kopierten Marienbilder überhaupt. Cranach griff auf den alten byzantinischen Muttergottestypus der «Elëusa» aus dem 1. Jahrtausend zurück, was soviel wie «Mutter des Erbarmens» bedeutet. Das Kind wendet sich schuttsuchend und lieblosend an seine Mutter. Maria aber schaut über das Kind hinweg in die Ferne. Die Hände der Mutter zeigen, dass sie ihr Kind schützend in die Arme nehmen will, der Ernst ihres Blickes verrät aber, dass sie um das zukünftige Schicksal Christi weiss.

Diese bedeutende Fassade mit der gemalten Scheinarchitektur galt es zusammen mit dem Nachbarhaus Neugasse 24 neu zu streichen (Abb. 63). Nach einer ersten Begehung wurden diverse Strategien diskutiert. Der Zustand der aufgemalten Scheinarchitektur war grundsätzlich gut, nur die bemalten Holzpartien blätterten ab. Aus denkmalpflegerischer Sicht wäre ein Neumalen dieser Scheinarchitektur ein Substanzverlust und daher nicht notwendig. Somit einigte man sich auf partielle Ausbesserungen und Retouchen. Die Farbgebung beim Wohn- und Geschäftshaus Neugasse 24 wurde sorgfältig bemustert und der Häuserzeile angemessen in einem passenden warmen Ton neu gestrichen.

Die beiden Altstadt Häuser wurden so von ihrem schmutzigen und matten Erscheinungsbild erlöst und erstrahlen in neuer farblicher Frische.

GS-Nr. 955, Ass.-Nr. 137a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Literatur: KDM ZG 2, 448–450. – Tugium 1, 1985, 32 und 46; 6, 1990, 43f. – INSA Zug, 526. – Adriano Boschetti-Maradi, Das Neutor und die Neugasse in Zug – ein Ausgangspunkt der Stadterweiterung von 1478. Tugium 21, 2005, 75–95, besonders 87.

Zug, Oberwil, Artherstrasse 124, «Seehof», Wohnhaus:
Aussensanierung

Das Landhaus «Seehof» steht – von der Strasse zurückversetzt – prominent im Dorfkern von Oberwil nahe dem Ufer des Zugersees. Das Wohnhaus wurde 1910 für den Schiffsmeister KasparENZler erbaut. Es handelt sich um einen zweigeschossigen Giebelbau mit einem hohen Mansardsattel- und Klebdach sowie Quergiebeln (Abb. 64). Diese prägnante Dachform weist in die Zeit des Heimastils, des architektonischen Zeitstils zwischen 1900 und 1914, der sich vom Historismus und Jugendstil einerseits und vom Neuen Bauen andererseits abgrenzte.

In Zug entstanden im frühen 20. Jahrhundert zahlreiche kleine, meist schlicht gehaltene Villen und Einfamilienhäuser, die allgemein barockisierende Züge tragen, wie eben auch geschweifte Walm- oder Mansarddächer, Letztere oft mit Giebeln. Den Anklang an einen «schlichten Barock» hielt man offenbar für besonders geeignet, um moderne Wohnansprüche in ein Gewand zu kleiden, das sich in die Umgebung einfügt und «heimelig» wirkt.

Im Vorfeld einer geplanten Aussenrenovation wurde die Denkmalpflege auf das Haus aufmerksam. Der Situationswert wie auch die typologische Erscheinung dieses Landhauses sind erhaltenswert. Der originale Wormserputz wurde sorgfältig gereinigt und – wo nötig – ausgebessert. In der Folge erhielten der Verputz wie auch das Holzwerk einen neuen Farbanstrich, wobei die bestehende Farbgebung im Wesentlichen übernommen wurde. Das Haus ist eine Bereicherung im Dorfkern von Oberwil und erstrahlt nun in neuer Frische.

GS-Nr. 1512, Ass.-Nr. 870a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Planung: Bühler Architekten, Rotkreuz.

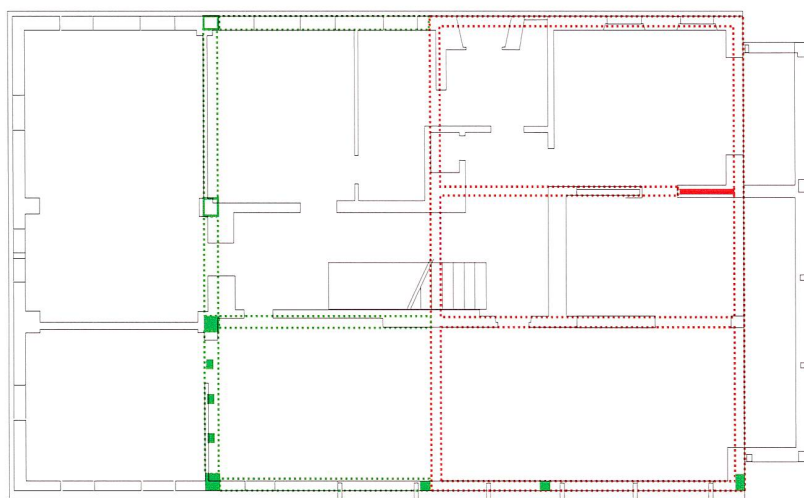
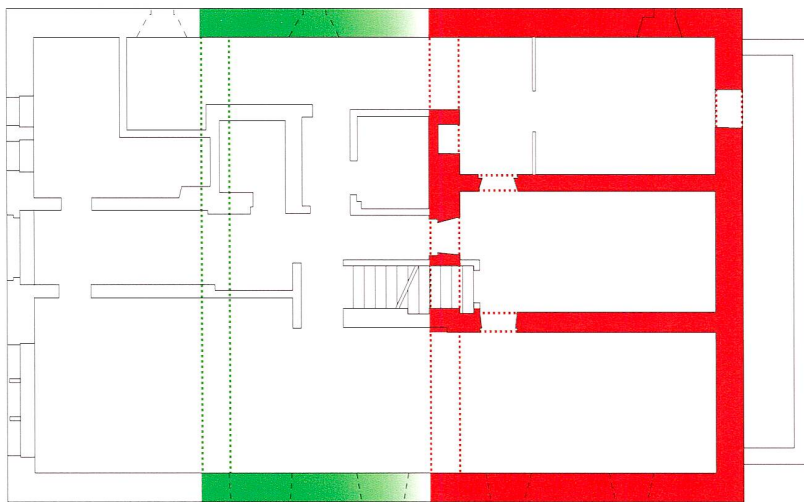
Literatur: INSA Zug, 503f. – Elisabeth Crettaz-Stürzel, Heimatstil. Reformarchitektur in der Schweiz 1896–1914. Frauenfeld 2005, 360–365.

Zug, Rosenbergstrasse 30, ehemaliges Hotel Rosenberg:
Kurzdokumentation und Abbruch

Das ehemalige Hotel Rosenberg musste im Herbst 2010 einem Neubau weichen. Im Rahmen einer Kurzuntersuchung konnten vor dem Abbruch baugeschichtliche Beobachtungen dokumentiert werden. Das Haus bestand im Kern aus einem zweigeschossigen Blockbau auf einem gemauerten Sockel von 13,4 × 8,7 m Grundfläche (Abb. 65). Die Reste dieses Baus fanden sich in der südlichen Hälfte des später nach Norden erweiterten Hauses. Der Sockel war durch zwei in Nord-Süd-Richtung verlaufende Mauern dreigeteilt. Vom Blockbau war nur noch der Rest einer Binnenwand erhalten, die auf einer der Binnenmauern stand. Von dieser Wand aus Fichtenholz liessen sich acht dendro-



Abb. 64
Zug, Oberwil, Artherstrasse 124,
Wohnhaus. Ansicht von Osten.



- Kernbau 1457
- Erweiterung 1578–81

Abb. 65
Zug, Rosenbergstrasse 30, ehemaliges Restaurant Rosenberg. Grundriss von Erd- und erstem Wohngeschoss mit den beiden Bauphasen von 1457 und 1578–81, Massstab 1:200.

chronologische Proben mit Fälldatum 1457 datieren (einmal Waldkante 1457, zweimal unsichere Waldkante 1456 und 1457).

In einer zweiten Phase wurde das Haus in Fachwerkbauweise verändert und um 6 m nach Norden erweitert. Das Gebäude erhielt einen neuen, liegenden Dachstuhl. Wahrscheinlich wurden bei der Erweiterung auch Teile der Fassaden ersetzt (Abb. 66). Im Haus waren als Spolien zwei 1,4 m hohe, verzierte Säulen aus Sandstein verbaut. Die eine trug die Jahreszahl 1580, das Wappen der Familie Brandenburg, die Initialen «M B» und ein Steinmetzzeichen (Abb. 67). Viktor Luthiger wies die Initialen Martin Brandenburg zu. Es soll sich um eine der beiden Säulen gehandelt haben, welche die Laube über dem ehemaligen Eingang an der Südfassade trug. Dieser Eingang war angeblich über eine doppelläufige Freitreppe zugänglich. Die Laube selbst war einst rot angestrichen, worauf der ältere Hausnamen «Zur roten Laube» hinweist. Es ist aber nicht auszuschliessen, dass es sich um Fenstersäulen aus der Stube gehandelt hat. Luthiger erwähnt ferner die im Jahr 1781 an die Kellertür versetzte Jahreszahl 1581 sowie die



Abb. 66
Zug, Rosenbergstrasse 30, ehemaliges Restaurant Rosenberg, kurz vor dem Abbruch 2010. Wegen der Feuchtigkeit zeichnet sich unter dem Verputz das Fachwerk von 1578–81 und des 19. Jahrhunderts ab. Blick nach Südosten.

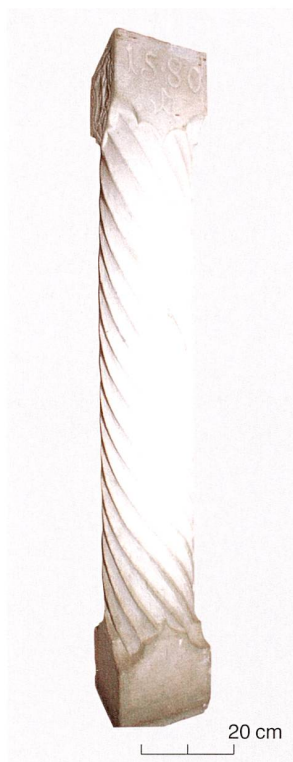


Abb. 67

Zug, Rosenbergstrasse 30, ehemaliges Restaurant Rosenberg. Die ehemalige Laubensäule mit der Jahreszahl 1580, dem Wappen der Familie Brandenburg, den Initialen «MB» und dem Steinmetzzeichen.

Wappen Brandenburg und Zurlauben im ehemaligen Saal. Das Baudatum wird dendrochronologisch durch sieben Tannenproben aus dem Fachwerk bestätigt, die alle mit Waldkante (Spätholz) ins Jahr 1578 datiert sind.

Ein an der Ostfassade eingemauerter Wappenstein ist vermutlich eine Kopie eines Steins, der wahrscheinlich erst im 19. Jahrhundert von einem anderen Haus zu diesem Gebäude gelangte. Er erinnerte an Ammann Werner Steiner (1452–1517), den Anführer der Zuger Truppen in der Schlacht bei Marignano 1515. Nachdem Peter Theiler das Haus 1868 gekauft hatte, liess er es umbauen, gab ihm den Namen Rosenberg und richtete ein Bienenmuseum ein. Noch im späten 19. Jahrhundert wurden das Haus erneut nach Norden erweitert und das Dach ausgebaut.

GS-Nr. 707, Ass.-Nr. 407a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1846.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: KDM ZG 2, 528. – Viktor Luthiger, Alte Häuser und ihre Besitzer in Zug. ZKal. 94, 1949, 36–39, besonders 37. – Dittli 2007, 3, 175, und 4, 87.

Zug, St.-Oswalds-Gasse, Kapelle Maria Hilf, ehemaliges Beinhaus: Dendrochronologische Datierung

Im Rahmen der Kunstdenkmälerinventarisierung erfolgte eine dendrochronologische Altersbestimmung des Dachstuhls des ehemaligen Beinhauses der Kirche St. Oswald in Zug, der heutigen Kapelle Maria Hilf. Die Kapelle trägt einen liegenden Dachstuhl (Abb. 68), an dem die prächtige, laut Inschrift von «JO W» (Jakob Winkler?) 1535 geschnitzte Decke angebracht ist. Von Dach und Decke lies-

sen sich elf Fichtenproben datieren. Die neun Sparren und Ankerbalken enden mit Waldkante 1532 und 1533 (mehrheitlich Spätholz). Zwei Deckenbretter enden mit Waldkante (Frühholz) im Jahr 1534. Die für die Jahre 1480, 1483 und 1511 überlieferten Weihen beim Kirchhof St. Oswald beziehen sich also sehr wahrscheinlich nicht auf das Beinhaus. Die ins Jahr 1715 datierte Glocke im Dachreiter ersetzte erst im 19. Jahrhundert eine ältere Glocke, deren Inschrift die Jahreszahl 1541 getragen haben soll. Der bestehende Dachreiter wurde aber gemäss dendrochronologischer Datierung nicht vor 1616 gebaut. Von den fünf datierten Nadelholzproben des Dachreiters wiesen zwei Waldkante in den Jahren 1615 (Spätholz) und 1616 (Frühholz) auf.

GS-Nr. 1219, Ass.-Nr. 272b.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1819.

Denkmalpflege: Thomas Brunner.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: KDM ZG 2, 290–294. – Josef Grünenfelder, Die Glocken im Kanton Zug. Zug 2000 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 4), 124. – Stephen Doswald, Kanton Zug. Band 2. Bern 2009 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 9), 248f. – Brigitte Moser, Fassbare Zuger Kulturgeschichte. Der flachgeschnittene Fries von 1510/20 im Haus St.-Oswalds-Gasse 10. Tugium 26, 2010, 117–130, 125f.

Zug, Schochenmühlestrasse 2, Steihuserbrugg, Wohnhaus: Bauuntersuchung und Umbau

Das Haus Schochenmühlestrasse 2 liegt südlich der Brücke über die Alte Lorze und sollte sanft umgebaut werden. Die Kantonsarchäologie erstellte aus diesem Anlass eine Kurzdokumentation. Gemäss einer älteren Inventaraufnahme soll am Giebel die Jahreszahl 1799 zu lesen gewesen sein. Das Haus ist ein zweigeschossiger Ständerbau mit eingetüteten Kantholzwänden. Traufseitige Lauben im zweiten Wohngeschoss und Klebedächlein über dem ersten und zweiten Wohngeschoss sowie dem Dachgeschoss geben



Abb. 68

Zug, St.-Oswalds-Gasse, Kapelle Maria Hilf, ehemaliges Beinhaus. Der liegende Dachstuhl, nach den dendrochronologischen Befunden 1533/34 errichtet. Blick nach Osten.



Abb. 69

Zug, Schochenmühlestrasse 2, Steihuserbrugg. Blick nach Osten.

ihm ein typisches Gepräge (Abb. 69). Es steht auf einem gemauerten, nur wenig in das Gelände eingetieften Sockel (Grundfläche 8×11 m). Die Eckständer und die Zwischenständer in den Fassaden sind zweigeschossig. Im Innern ist der Ständerbau durch einen 2 m breiten Korridor quer zum First erschlossen. Die östliche Korridorwand liegt exakt in der Hausmitte. Die Räume auf der Westseite waren im ersten Wohngeschoss in eine 4,7 m breite Stube und einen schmalen Nebenraum und im zweiten Wohngeschoss in zwei gleich grosse Räume unterteilt. Die Räume im Ostteil waren unter dem First getrennt. Im nordöstlichen Raum im ersten Wohngeschoss befand sich die kleine Küche mit einem Kaminhut in der Südwestecke. Das erste Dachgeschoss war mit stehenden Stuhlsäulen konstruiert, in denen die Dachkammerwände einzapfen. Das zweite Dachgeschoss hatte dagegen eine liegende Stuhlkonstruktion. Später wurde die Laube an der Nordseite abgebrochen und durch einen 2,7 m breiten Nordanbau ersetzt, der mit einem Quergiebel überdacht wurde.

GS-Nr. 77, Ass.-Nr. 553a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1822.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.

Literatur: KDM ZG 1, 216.

Zug, Unteraltstadt 7, Altstadtthaus: Dendrochronologische Datierung

Das Haus Unteraltstadt 7 wurde 1986 archäologisch untersucht. Im Boden fanden sich Spuren von Holzbauten des 13. und 14. Jahrhunderts. Der älteste oberirdisch erhaltene Bestand befindet sich im östlichen rückwärtigen Hausdrittel zum Ehgraben hin (Abb. 70). Es handelt sich um den Rest eines zweigeschossig gemauerten Baus mit Holzaufbau. In Nord-Süd-Richtung eingezogene Deckenbalken über dem Erd- und dem ersten Obergeschoss gehören original zum Steinbau. Die Bauuntersuchung hat zudem u. a. ergeben, dass die erhaltenen Reste eines westlich anschliessenden Bohlenständerbau der folgenden Bauphase angehören.

1986 entnommene Holzproben von Balken aus dem Steinwerk haben sich als undatierbar erwiesen. Deshalb wurden 2010 im Erd- und im ersten Obergeschoss erneut acht Bohrproben von Fichtenbalken zur dendrochronologischen Datierung entnommen. Auch sie erwiesen sich als nur schwer datierbar. Deshalb wurden zwei Proben mit einer Differenz von 53 Jahrringen einer C14-Datierung unterzogen. Die Resultate fallen ins 14. bis frühe 15. Jahrhundert (ETH-39692: 615 ± 35 BP; ETH-39693: 560 ± 35 BP). Der Dendrochronologe hat schliesslich für alle Proben aus dem Steinbau eine Mittelkurve aufgebaut. Die Hölzer einer älteren Bauphase enden in den Jahren 1422 (unsichere Waldkante) respektive 1423 (Waldkante im Sommer). Dies markiert das jüngste mögliche Baudatum des Mauerwerks. Eine Probe aus dem westlich anschliessenden Bohlenständerbau mit Waldkante im Sommer 1427 weist darauf hin, dass der Bohlenständerbau wahrscheinlich nur wenig jünger ist.

GS-Nr. 1125, Ass.-Nr. 8a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 84.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

C14-Datierung: Georges Bonani, Laboratory for Ion Beam Physics, ETH Zürich.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKAl. 82, 1937, 41–55, besonders 54. – KDM ZG 2, 513f. – Tugium 3, 1987, 32f. und 38f. – Stephen Doswald und Philippe Della Casa, Kanton Zug. Lausanne 1994 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 2), 152. – Antoinette Rast-Eicher, Mittelalterliche und neuzeitliche Textilfunde aus dem Kanton Zug. Tugium 15, 1999, 71–98, besonders 98.

Zug, Unteraltstadt 11, Altstadtthaus: C14-Datierung

Im Haus Unteraltstadt 11 fanden 1988/89 archäologische Untersuchungen statt. Aus der Stadtgründungszeit stammten verbrannter Lehm und Stickellöcher auf der Oberfläche des gewachsenen Bodens. Jünger war eine wenig tiefe Grube am Nordrand der Parzelle. Es handelt sich entweder



Abb. 70

Zug, Unteraltstadt 7, Nordwand im ersten Obergeschoss. Nordmauer des Steinbaus (links jüngeres Mauerwerk, rechts jüngere Ehgrabenmauer) und drei dazu gehörende, ins Jahr 1423 datierte Deckenbalken.

um präurbane Siedlungsspuren oder um Reste des stadtgründungszeitlichen Bauplatzes. Der älteste fassbare Bau war ein Schwellenbau, von dem das Steinfundament für eine Wandschwelle am Nordrand der Parzelle erhalten geblieben ist. Rechtwinklig dazu verliefen Binnenwände, die einen dreiraumtiefen Grundriss bildeten. Derartige Gebäudereste weisen auf eine Zeilenbebauung entlang der heutigen Gassenfluchten hin. Dies ist aus archäologischer Sicht die erste städtische Bebauung. Die Funde aus diesen Siedlungs- und Bauschichten stammen aus dem späten 12. oder frühen 13. Jahrhundert.

Im Rahmen einer Gesamtauswertung archäologischer Untersuchungen in der Stadt Zug werden zurzeit unter anderem die Funde aus der Grabung im Haus Unteraltstadt 11 neu gesichtet. Aus diesem Anlass wurde an fünf Holzkohleproben der ältesten Siedlungs- und Bauschichten C14-Datierungen vorgenommen. Eine stratigrafisch ältere Gruppe von zwei Proben lieferte als gemittelt Resultat 1105 ± 50 (ETH-40196: 945 ± 35 BP; ETH-40197: 880 ± 35 BP). Das erstaunlich hohe Alter ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass die Probe von Kernholz stammt. Das Fälldatum wäre um die Anzahl Jahrringe der Bäume später anzusetzen. An bestehenden Bauten beprobte und dendrochronologisch untersuchte Eichen im Kanton Zug sind durchschnittlich 75 Jahrringe dick. Eine stratigrafisch jüngere Gruppe von drei Proben lieferte als gemittelt Resultat 1170 ± 45 (ETH-40193: 850 ± 35 BP; ETH-40194: 865 ± 35 BP; ETH-40195: 850 ± 35 BP).

GS-Nr. 1127, Ass.-Nr. 11a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 301.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann.

C14-Datierung: Georges Bonani, Laboratory for Ion Beam Physics, ETH Zürich.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 82, 1937, 41–55, besonders 53. – KDM ZG 2, 434–436. – Rüdiger Rothkegel und Heinz Horat, Das Wohnhaus Untergasse 11 in Zug. Tugium 7, 1991, 66–69. – Stephen Doswald und Philippe Della Casa, Kanton Zug. Lausanne 1994 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 2), 170. – Adriano Boschetti-Maradi, Wohn- und Wirtschaftsbauten in der ländlichen Zentralschweiz und in der Stadt Zug. In: Akten des Kolloquiums der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für die Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, von Archäologie Schweiz und des Schweizerischen Burgenvereins zur Mittelalterarchäologie in der Schweiz am 28./29. Oktober 2010 in Frauenfeld. Basel 2011 (in Vorbereitung). – Eva Roth Heege, Referenzkomplexe der Zentralschweiz. In: Akten des Kolloquiums [...] zur Mittelalterarchäologie [wie oben].

Zug, Unteraltstadt 13, «Schwanen», Altstadtthaus: Kurzdokumentation und Umbau

Das Eckhaus an Unteraltstadt und «Schwanenplatz» wurde im ersten Obergeschoss umgebaut. Die Kantonsarchäologie führte deshalb eine kleine Bauuntersuchung durch. Vom Umbau betroffen war vor allem das westliche, gassenseitige Drittel des dreizonigen Baus. In diesem Bereich befanden sich ursprünglich die Stube und eine Kammer. Im Erdgeschoss fand bereits 1987/88 eine archäologische Untersuchung statt. Ein zu rekonstruierender Holzbau wurde



Abb. 71

Zug, Unteraltstadt 13/Schwanen. Nordwand der Stube. Der Ständer am rechten Rand gehört zum Bau von 1420 (zugehörige Schwelle nur als Negativ im Mauermörtel erkennbar), die Fachwerkwand stammt von 1687.

auf dem östlichen Drittel der Parzelle mit einem Steinbau ersetzt, dessen Reste teilweise erhalten sind. Der Rest des Holzbaus wurde seinerseits mit einem Bohlenständerbau ersetzt, dessen Bestandteile in der Decke über dem Erdgeschoss dendrochronologisch ins Jahr 1420 datiert wurden. Eine Gesamtauswertung der Befunde der Untersuchungen von 1987/88 und 2010 steht zwar nach wie vor aus. Die Resultate der Bauuntersuchung 2010 lassen sich aber wie folgt zusammenfassen:

In den Obergeschossen fanden sich tatsächlich Reste eines ursprünglich zur Gasse hin vorkragenden Bohlenständerbaus, der auf einem separat abgeordneten Erdgeschoss ruhte. Von diesem Bau waren im Westteil des ersten Obergeschosses nur noch Teile oder Negative von Ständern und Schwellen vorhanden (Abb. 71). Mit vier Fichtenproben konnte eine dendrochronologische Mittelkurve mit Endjahr 1413 aufgebaut werden. Die Hölzer enden ohne Waldkante in den Jahren 1397, 1405, 1406 und 1413. Sie gehören zur bereits 1988 mit Waldkante datierten Bauphase von 1420. Das Mauerwerk im Erdgeschoss des nördlichen Nachbarhauses Unteraltstadt 11 muss jünger sein.

Wahrscheinlich im späten 15. oder im 16. Jahrhundert wurde die Südfassade in Mauerwerk ausgeführt. Dazu gehören die sorgfältig bossierten Eckquader und zwei Doppelfenster im mittleren und östlichen Hausteil des ersten Obergeschosses. Die in Fachwerk errichtete Westfassade stammt hingegen weitgehend von einem späteren Umbau. Wahrscheinlich wurde damals auch eine Verbindungstüre im ersten Obergeschoss zum Haus Unteraltstadt 11 angelegt. Drei Nadelhölzer dieser Bauphase liessen sich dendrochronologisch datieren. Die Hölzer mit Waldkante enden in den Jahren 1686 und 1687. Eine weitere Einzelprobe wies die Waldkante im Jahr 1687 auf. Gemäss Viktor Luthiger war zur Zeit des Umbaus von 1687 der Spitalvogt und spätere Pfleger zu St. Wolfgang Bartholomä Brandenburg Hausbesitzer.

Einem spätbarocken Umbau sind die Fenster der Westfassade zuzuweisen. Zu diesem Umbau gehört auch die Aufstockung um ein drittes Obergeschoss. Wahrscheinlich wurde damals die Balkenlage über dem Erdgeschoss erneuert, sicher aber die Decke über dem ersten Obergeschoss. Einzelne Deckenbalken über dem Erdgeschoss wurden 1988 mit Waldkanten in die Jahre 1694, 1711 und 1718 datiert. Eine Einzelprobe des Fachwerks liess sich 2010 dendrochronologisch mit Waldkante im Herbst 1770 datieren. Über der Haustüre steht die Jahreszahl 1779. Damals war Wolfgang Damian Bossard (1749–1819) Besitzer des Hauses. Der in französischen Diensten und als Strumpfweber reich gewordene Bossard richtete 1775 im Haus die Taverne «Zum Schwanen» ein und trat später 1782 in die Politik ein. Gemäss einer Handwerkerinschrift wurde das Deckentäfer der Stube 1855 erneuert.

GS-Nr. 1128, Ass.-Nr. 12a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 287.03.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 82, 1937, 41–55, besonders 53. – KDM ZG 2, 436 und 686. – Tugium 4, 1988, 27; 14, 1998, 45. – INSA Zug, 535. – Stephen Doswald und Philippe Della Casa, Kanton Zug. Lausanne 1994 (Inventar der Fundmünzen der Schweiz 2), 166f. – Dittli 2007, 1, 156 und 264 sowie 4, 275f.

Zug, Unteraltstadt 25, Altstadtthaus: Kurzdokumentation

Im Haus Unteraltstadt 25 wurde 2010 das Erdgeschoss umgebaut. Die Kantonsarchäologie untersuchte und dokumentierte die wenigen betroffenen Bodenschichten und freigelegten Decken. 2002 hatte die Kantonsarchäologie beim Umbau des stehenden Dachstuhls eine erste Unter-

suchung im Haus durchgeführt. Der neuerliche Umbau bot die Möglichkeit einer dendrochronologischen Datierung der Decke und Fachwerkkonstruktion im Erdgeschoss. Mit sechs Tannenhölzern konnte eine Mittelkurve mit Waldkante im Herbst/Winter des Jahres 1591 aufgebaut werden. Das Erdgeschoss wurde also wahrscheinlich 1592 errichtet.

GS-Nr. 1143, Ass.-Nr. 24a.

Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1426.02.

Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Dendrosuisse, Brig/Zürich.

Literatur: Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 82, 1937, 41–55, besonders 51. – Tugium 19, 2003, 34.

Zug, Zugerbergstrasse 3, Institutsgebäude St. Michael, Kapelle: Umbau und Innenrestaurierung

Mit dem Bau des ehemaligen Knabeninstituts St. Michael wurde 1874 der mit der «Athene» (Hofstrasse 20) begonnene Schulbau im Quartier St. Michael fortgesetzt. Ge-gründet wurde das private katholische Pensionat von den drei später im zugerischen Schulwesen sehr einflussreichen Geistlichen Heinrich Baumgartner, Heinrich Alois Keiser und Alphons Meienberg. Der ursprüngliche Solitär des Knabeninstituts von 1874 wurde von Baumeister Leopold Garnin gebaut und erinnert formal mit Mansarddach und mächtigem Mittelrisalit an die Hotelpaläste der Zeit. Der imposante Baukörper erfuhr zahlreiche Erweiterungen. Dazu gehört die südliche Erweiterung mit Verbindungs-trakt und Kapellenanbau nach Plänen von Karl Peikert zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Fenster der Kapelle wurden vom Zürcher Glasmaler Adolf Booser gestaltet und sind heute noch original erhalten. Die ursprüngliche Aus-

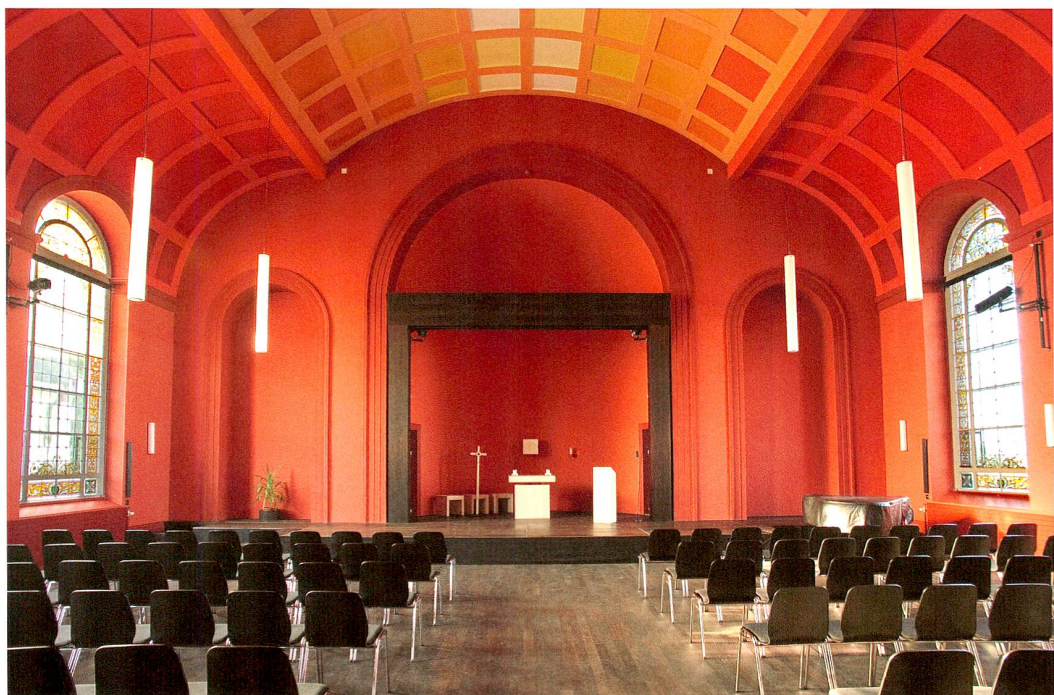


Abb. 72

Zug, Zugerbergstrasse 3, Institutsgebäude St. Michael, Kapelle. Innenansicht.

malung der Kapelle von 1906 ist jedoch nicht mehr erhalten. In den späten 1960er-Jahren wurde der Obwaldner Künstler und Lehrer Franz Bucher beauftragt, die Kapelle neu auszumalen. Der damals am Lehrerseminar St. Michael in einem Teilpensum angestellte Zeichenlehrer nahm diesen Auftrag gerne an. Die drei Apsiden wurden mit kräftigen und sehr bunten Farbverläufen ausgemalt. Die Wände erhielten eine rote Farbgebung, die sich über die tonnengewölbten Kassettflächen bis zum Scheitel von Rot zu Orange bis Gelb verändert. Diese zeittypische Farbgebung überspielt die ursprüngliche Innenraumgestaltung und schafft auf eigenwillige Art einen völlig neuen Raumeindruck.

Die Schulen St. Michael beabsichtigten, die Kapelle zu sanieren, aufzufrischen und für eine breitere Nutzung auszugestalten. Zudem musste die Kapelle mit einer Fluchttreppe versehen werden. Die bestehende und die geplante

Farbgebung wurden im Vorfeld kontrovers diskutiert. Der Denkmalpflege war es ein Anliegen, der ursprünglichen, eher zurückhaltenden Farbigkeit wieder mehr Gewicht zu geben. Insbesondere die farbigen Glasfenster kommen in der bestehenden kräftigen Farbgebung schlecht zur Geltung. Aus finanziellen Gründen musste jedoch auf eine umfassendere farbliche Neugestaltung verzichtet werden. Die farbigen Apsiden wurden in einem Mattrot, die Empore und der neue «Technikbügel» in der Mittelapsis dunkelgrau überstrichen. Mit dem neuen dunklen Holzboden und dem schlichten neuen sakralen Mobiliar erscheint die Kapelle in einer neuen Eleganz (Abb. 72).

GS-Nr. 1358, Ass.-Nr. 659a.

Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold (Bericht Monika Twerenbold).

Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug.

Literatur: INSA Zug, 540. – Tugium 24, 2008, 98f.